



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erschint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Verleger: Ernst Schöner in Stuttgart.

Inhalt: 'Stechlin', Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Erzählung von H. Eiler. — Arnold Wedellin. In West und Süd von Otto Wedellin. — 'Eine Wandflucht nach Ost-Ägypten', humoristische Erzählung von Kurt Wabers (Fortsetzung). — Die Kriegsbahn in der preussischen Armee, von Otto Göttsfeldt. — Hanna Schöner-Brück. — Die Verführung des Frauenpublikums, von Richard Waldow. — Herzog Friedrich

Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin I. — In unheimlichen Bildern. — Schach. — Literatur. — Briefmappe.

Abbildungen: Die Kaisermanöver bei Zollik. Kaiser Franz Joseph I. und Kaiser Wilhelm II. auf dem Paradeplatze, nach einer Momentaufnahme von Hofphotograph Erdelyi in Budapest. Der Sturm: Kottlieb der Schatz auf der Insel Man, nach

dem Gemälde von Paul Bruders. — Die Wedellin-Wedatte, entworfen von Hans Sandreuter. — Kriegsbahn in der preussischen Armee, nach Abbildungen. — Aus dem alten Dillig, nach dem Gemälde von G. Simeonoff. — Hanna Schöner-Brück. — Schloss Zollik, wie Burg bei Zollik Zollik. — Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin. — Aus Zollik Zollik: Der große Park von Man, nach Abbildungen.

Stechlin.

Roman von
Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Wurz vor elf, der Mond war inzwischen unter, brach man auf, und die Wagen fuhren vor, erst der stählerne Stahlschwagen, dann die Gmüdermannsche Kutsche; Martin aber, mit einer Stahllaterne, leuchtete dem Pastor über Vorhof und Wahlenbrücke fort, bis an seine ganz im Dunkel liegende Pforte. Gleich darauf zogen sich auch die drei Freunde zurück und stiegen, unter Borantritt

Engelkes, die große Treppe hinauf, bis auf den Boden. Hier trennten sich Her und Gzako von Woldemar, dessen Zimmer auf der andern Flurseite gelegen war.

Gzako, sehr müde, war im Nu bettfertig. „Es bleibt also dabei, Her, Sie lagieren sich in dem Rosfotzimmer ein — wir wollen es ohne weiteres so nennen — und ich nehme das Himmelbett hier in Zimmer Nummer eins. Vielleicht wäre das umgekehrte richtiger, aber Sie haben es so gewollt.“ Und während er noch so sprach, schob er seine Stiefel auf den Flur hinaus, schloß ab und legte sich nieder.

Her war dementen mit seiner Plaidrolle beschäftigt, aus der er allerlei Toilettegegenstände her-

vorholte. „Sie müssen mich entschuldigen, Gzako, wenn ich mich noch eine Viertelstunde hier bei Ihnen aufhalte. Habe nämlich die Angewohnheit, mich abends zu rasieren, und der Toiletteisch mit Spiegel, ohne den es doch nicht gut geht, steht nun mal hier an Ihrem, statt an meinem Fenster. Ich muß also rüden.“

„Mir sehr recht, trotz aller Müdigkeit. Nichts besser, als noch ein bisschen aus dem Bett heraus plaudern können. Und dabei so warm eingemummelt. Die Betten auf dem Lande sind überhaupt das Beste.“

„Nun, Gzako, das freut mich, daß Sie so bereit sind, mir Quartier zu gönnen. Aber wenn Sie noch eine Plauderei haben wollen, so müssen Sie



Die Kaisermanöver bei Zollik: Kaiser Franz Joseph I. und Kaiser Wilhelm II. auf dem Paradeplatze. Nach einer Momentaufnahme von Hofphotograph Erdelyi in Budapest.

sich die Hauptsache selber leisten. Ich schneide mich sonst, was dann hinterher immer ganz schändlich aussieht. Uebrigens muß ich erst Schamm schlagen, und so lange wenigstens kann ich Ihnen Red' und Antwort stehen. Ein Glas nebenher, daß hier, außer der kleinen Lampe, noch diese zwei Leuchter sind. Wenn ich nicht Licht von rechts und links habe, komme ich nicht von der Stelle; das eine wackelt zwar (alle diese dünnen Silberleuchter wackeln), aber wenn gute Neben sie begleiten. . . Also strengen Sie sich an. Wie fanden Sie die Gundersmanns? Sonderbare Leute — haben Sie schon mal den Namen Gundersmann gehört?"

„Ja. Aber das war in Waldmeisters Brautjahre.“

„Wichtig; so wirkt er auch. Und nun gar erst die Frau! Der einzige, der sich sehen lassen konnte, war dieser Kugler. Ein Karabollspieler ersten Ranges. Uebrigens eierenes Kreuz.“

„Und dann der Pastor.“

„Aun ja, auch der. Eine ganz gezeichnete Nummer. Aber doch ein wunderbarer Heiliger, wie die ganze Sippe, zu der er gehört. Er hält zu Stöcker, sprach es auch aus, was neuerdings nicht jeder thut; aber der neue Luther, der doch schon gerade bedenklich genug ist — Majestät hat ganz recht mit seiner Beurteilung —, der geht ihm gewiß nicht weit genug. Dieser Lorenzen erscheint mir, im Gegentrag zu seinen Jahren, als einer der allerjüngsten. Und zu verwundern bleibt nur, daß der Alte so gut mit ihm sieht. Freund Woldemar hat mir davon erzählt. Der Alte sieht ihn und sieht nicht, daß ihm sein geliebter Pastor den Ast abläßt, auf dem er sitzt. Ja, diese von der neuesten Schule, das sind die allerflümmsten. Immer Volk und wieder Volk, und mal auch etwas Christus dazwischen. Aber ich lasse mich so leicht nicht hinter Licht führen. Es läuft alles darauf hinaus, daß sie mit uns aufzäumen wollen, und mit dem alten Christentum auch. Sie haben ein neues, und das überseht sie behandelt sie despektierlich.“

„Stann ich ihnen unter Umständen nicht verdanken. Seien Sie gut, Mer, und lassen Sie Konventikel und Partei mal beiseite. Das Liebesfieber, was einem da so vor die Klinge kommt, namentlich wenn Sie sich die Menschen ansehen, wie sie nun mal sind, ist doch sehr reparaturbedürftig, und auf solche Reparatur ist ein Mann wie dieser Lorenzen eben aus. Machen Sie die Probe. Die Lorenzen, die Gundersmann, und Ihren guten Glauben in Ehren, aber Sie werden diesen Gundersmann doch nicht über den Lorenzen stellen und ihn überhaupt nur ersthaft nehmen wollen. Und wie dieser Wasser-müller aus der Bretschneiderbrande, so sind die meisten. Phrasen, Phrasen. Mitunter auch Geschick, oder noch Schlimmeres.“

„Ich kann jetzt nicht antworten, Gzako. Was Sie da sagen, berührt eine große Frage, bei der man doch aufpassen muß. Und so mit dem Messer in der Hand, da ohnehin sich's. Und das eine wacklige Licht hat ohnehin schon einen Dief. Erzählen Sie mir lieber was von der Frau von Gundersmann. Debattieren kann ich nicht mehr, aber wenn Sie plaudern, brauch' ich bloß zuzuhören. Sie haben ihr ja bei Tisch 'nen langen Vortrag gehalten.“

„Ja. Und noch dazu über Matten.“

„Nein, Gzako, davon dürfen Sie jetzt nicht sprechen; dann doch noch lieber über alten und neuen Glauben. Und gerade hier. In solchen alten Kasten ist man nie sicher vor Spuk und Matten. Wenn Sie nichts andres wissen, dann bit' ich um die Geschichte, bei der wir heute früh in Gremmen unterbrochen wurden. Es schien mir was Pikantes.“

„Ach, die Geschichte von der kleinen Stubbe. Ja, hören Sie, Mer, das regt Sie aber auch auf. Und wenn man nicht schlafen kann, ist es am Ende gleich, ob wegen der Matten oder wegen der Stubbe.“

V.

Mer und Gzako waren so müde, daß sie sich, wenn nötig, über Spuk und Matten weggeschlafen hätten. Aber es war nicht nötig, nichts war da, was sie hätte stören können. Kurz vor acht erschien Engelste mit einem alten fibernen Deckelzug, aus dem der Brauen heißen Wassers aufstieg, einem der wenigen Heilmittelstücke, über die Schloß Stedlin

verfügte. Dazu bot er den Herren einen guten Morgen und stattete seinen Wetterbericht ab: Es gebe gewiß einen schönen Tag, und der junge Herr sei auch schon auf und gehe mit dem alten um das Mundell herum.

So war es denn auch. Woldemar war schon gleich nach sieben unten im Salon erschienen, um mit seinem Vater, von dem er wußte, daß er ein Fröhlich war, ein Familiengespräch über allerhand diffizile Dinge zu führen. Aber er war entschlossen, seinerseits damit nicht anzufangen, sondern alles von der Neugier und dem guten Herzen des Vaters zu erwarten. Und darin sah er sich auch nicht getrübt.

„Ach, Woldemar, das ist recht, daß du schon da bist. Nur nicht zu lang im Bett. Die meisten Langschläfer haben einen Knacks. Es können aber sonst ganz gute Leute sein. Ich weite, dein Freund Mer schläft bis neun.“

„Nein, Papa, der gerade nicht. Wer wie Mer ist, kann sich das nicht gönnen. Er hat nämlich einen Verein gegründet für Frühgottesdienste, abwechselnd in Schönhausen und Zintenrug. Aber er ist noch nicht perfekt geworden.“

„Freut mich, daß es noch hapert. Ich mag so was nicht. Der alte Wilhelm hat zwar seinen Volke die Religion wieder geben wollen, was ein schönes Wort von ihm war — alles, was er that und sagte, war gut — aber Religion und Landpartie, dagegen bin ich doch. Ich bin überhaupt gegen alle falschen Mischungen. Auch bei den Menschen. Die reine Masse, das ist das eigentlich Legitime. Das andre, was sie nebenher noch Legitimität nennen, das ist schon alles mehr künstlich. Sage, wie sieht es denn eigentlich damit? Du weißt schon, was ich meine.“

„Ja, Papa . . .“

„Nein, nicht so; nicht immer bloß ja, Papa. So fängt du jedesmal an, wenn ich auf dies Thema komme. Da liegt schon ein halber Meßus drin, oder ein Sinausschieben, ein Abwartemollen. Und damit kann ich mich nicht befremden. Du bist jetzt zwei- und dreihäufig, oder doch beinah', da muß der mit der Fackel kommen; aber du tadelst (verzeih den Kalauer; ich bin eigentlich gegen Kalauer, die sind so mehr für Handlungsreisende) — du tadelst, sag' ich, und ist kein Ernst dahinter. Und so viel kann ich dir außerdem sagen, deine Tante Sanctissima drüben in Kloster Bus, die wird auch schon ungeduldig. Und das sollte dir zu denken geben. Nicht hat sie zeitlebens falsch behandelt; wie stimmt eben nie zusammen und konnten auch nicht, denn so halb Königin Elisabeth, halb Kaffeewecher, das is' 'ne Melange, mit der ich mich nie habe befreundet können. Ihr drittes Wort ist immer ihr Rentmeister Fix, und wäre sie nicht sechsundsiebzig, so erfänd' ich mir eine Geschichte dazu.“

„Nach es gnädig, Papa. Sie meint es ja doch gut. Und mit mir nun schon ganz gewiß.“

„Gnädig machen? Ja, Woldemar, ich will es versuchen. Nur fürh' ich, es wird nicht viel dabei herauskommen. Da heißt es immer, man solle Familiengefühl haben, aber es wird einem doch auch zu blutauer gemacht, und ich kann umgekehrt der Versuchung nicht widerstehen, eine richtige Familienkritik zu üben. Adelheid fordert sie geradezu heraus. Andererseits freilich, in dich ist sie wie vernarrt, für dich hat sie Geld und Liebe. Was davon wichtiger ist, siehe dahin; aber so viel ist gewiß, ohne sie wär' es überhaupt gar nicht gegangen, ich meine dein Leben in meinem Regiment. Also wir haben ihr zu danken, und weil sie das gerade so gut weiß, wie wir, oder vielleicht noch ein bißchen besser, gerade deshalb wird sie ungeduldig; sie will Thaten sehen, was vom Weibersstandpunkt aus allemal so viel heißt wie Verheiratung. Und wenn man will, kann man es auch so nennen, ich meine Thaten. Es ist und bleibt ein Heroismus. Wer Tante Adelheid geheiratet hätte, hätte sich die Tapferkeitsmedaille verdient, und wenn ich schändlich sein wollte, so sagte ich das Eiserne Kreuz.“

„Ja, Papa . . .“

„Schon wieder ja, Papa. Nun, meinethwegen, ich will dich schließlich in deiner Lieblingswendung nicht stören. Aber bekenne mir nebenher — denn das ist doch schließlich das, um was sich's handelt — liegt du mit was im Aufschlag, hast du was auf dem Storn?“

„Papa, diese Wendungen erschrecken mich beinah'. Aber wenn denn schon so jägermäßig gesprochen werden soll, ja; meine Wünsche haben ein bestimmtes Ziel, und ich darf sagen, mich beschäftigen diese Dinge.“

„Mich beschäftigen diese Dinge . . . Nimm mir's nicht übel, Woldemar, das ist ja gar nichts. Beschäftigen! Ich bin nicht fürs Poetische, das ist für Gouvernanten und arme Lehrer, die nach Gördersdorf müssen (bloß, daß sie meistens kein Geld dazu haben), aber diese Wendung 'sich beschäftigen', das ist mir denn doch zu prosaisch. Wenn es sich um solche Dinge wie Liebe handelt (wiewohl ich über Liebe nicht viel günstiger denke wie über Poetie, bloß daß Liebe doch noch mehr Unheil anrichtet, weil sie noch allgemeiner auftritt) — wenn es sich um Dinge wie Liebe handelt, so darf man nicht sagen, ich habe mich damit beschäftigt. Liebe ist doch schließlich immer was Fortliches, sonst kann sie sich ganz und gar begraben lassen, und da wärst' ich denn doch etwas von dir hören, was ein bißchen wie Leidenschaft aussieht. Es braucht ja nicht gleich was Schreckliches zu sein. Aber so ganz ohne Stimulus, wie man, glaub' ich, jetzt sagt, so ganz ohne so was geht es nicht; alle Menschheit ist darauf gestellt, und wo's einschläft, ist so gut wie alles vorbei. Nun weiß ich zwar recht gut, es geht auch ohne uns, aber das ist doch alles bloß etwas, was einem von Verstandes wegen aufzuzäumen wird; das egoistische Gefühl, das immer unrecht, aber auch immer recht hat, will von dem allem nichts wissen und besteht darauf, daß die Stedlin weiterleben, wenn es sein kann, in aeternum. Gwig weiterleben; — ich räume ein, es hat ein bißchen was Komisches, aber es geht wenig ernste Saden, die nicht auch eine komische Seite hätten . . . Also dich, beschäftigen diese Dinge. Kannst du Namen nennen? Auf wem haben Gurer Hobeit Augen zu ruhen gerührt?“

„Papa, Namen darf ich doch nicht nennen. Ich bin meiner Sache noch nicht sicher genug, und das ist auch der Grund, warum ich Wendungen gebraucht habe, die dir nächstern und prosaisch erscheinen sind. Ich kann dir aber sagen, ich hätte mich lieber anders ausgebrüht; nur darf ich es noch nicht. Und dann weiß ich ja auch, daß du selber einen abergläubischen Zug hast und ganz anfrichtig davon ausgeht, daß man sich kein Glück verdienen kann, wenn man zu früh oder zu viel davon spricht.“

„Brav, brav. Das gefallt mir. So ist es. Wir sind immer von neidischen und boshaften Wesen mit Fuchschwänzen und Fiebermauscheln umflett, und wenn wir renommieren oder sicher thun, dann lachen sie. Und wenn sie erst lachen, dann sind wir schon so gut wie verloren. Mit untrer eignen Straft ist nichts gethan, ich habe nicht den Großhalm sicher, den ich hier ausreife. Demut, Demut . . . Aber trotzdem komm' ich dir mit der naiven Frage (denn man widerspricht sich in einem fort), ist es was Vornehmeres, was Vornehmes?“

„Riffen, Papa, will ich nicht sagen. Aber vornehm gewiß.“

„Na, das freut mich. Falsche Vornehmheit ist mir ein Greuel; aber richtige Vornehmheit, — a la bonne heure. Sage mal, vielleicht was vom Hofe?“

„Nein, Papa.“

„Na, desto besser. Aber da kommen ja die Herren. Der Mer sieht wirklich verbenbelt gut aus, ganz das, was wir früher einen Garde-Meffor nannten. Und fromm, sagt du, — wird also wohl Karriere machen; fromm' is' wie 'ne untergelegte Hand.“

Während dieser Worte stiegen Mer und Gzako die Stufen zum Garten hinunter und begrüßten den Alten. Er erkundigte sich nach ihren nächtlichen Schicksalen, freute sich, daß sie „durchgeschlafen“ hätten, und nahm dann Gzafos Arm, um vom Garten her auf die Veranda, wo Engelste mittelweilte unter der großen Marquise den Fröhlichdänsch hergerichtet hatte, zurückzuführen. „Darf ich bitten, Herr von Mer.“ Und er wies auf einen Gartenstuhl, ihm gerade gegenüber, während Woldemar und Gzako links und rechts neben ihm Platz nahmen. „Ich habe neuerdings den Thee eingeführt, das heißt nicht obligatorisch; im Gegentheil, ich persönlich bleibe lieber bei Kaffee, schwarz wie der Teufel, jaß wie die Sünde, heiß wie die Hölle, wie bereits

Talentrand gesagt haben soll. Aber, Baron, daß ich Sie mit so was überhaupt noch belästige. Schon mein Vater sagte mal: 'Ja, wir auf dem Lande, wir haben immer noch die alten Wiener Stongkreiswige.' Und das ist nun schon wieder ein Menschenalter her."

"Ach, diese alten Stongkreiswige," sagte Ner verbindlich, "ich möchte mir die Bemerkung erlauben, Herr Major, daß diese alten Wige besser sind als die neuen. Und kann auch kaum anders sein. Denn wer waren denn die Verfasser von damals? Talentrand, den Sie schon genannt haben, und Wilhelm von Humboldt und Friedrich Geng und ihrgleichen. Ich glaube, daß das Metier seitdem sehr herabgestiegen ist."

"Ja, herabgestiegen ist alles, und es steigt immer weiter nach unten. Das ist, was man neue Zeit nennt, immer weiter unten. Und mein Pastor, den Sie ja gestern Abend kennen gelernt haben, der behauptet sogar, das sei das Wahre, das sei das, was man Kultur nenne, daß immer weiter nach unten gestiegen würde. Die aristokratische Welt habe abgewirtschaftet, und nun komme die demokratische..."

"Sonderbare Worte für einen Geistlichen," sagte Ner, "für einen Mann, der doch die durch Gott gegebenen Ordnungen kennen sollte."

Dubslav lachte. "Ja, das befreit er Ihnen. Und ich muß bekennen, es hat manches für sich, trotzdem es mir nicht recht paßt. Im übrigen, wir werden ihn, ich meine den Pastor, ja wohl noch beim zweiten Frühstück sehen, wo Sie dann Gelegenheit nehmen können, sich mit ihm persönlich darüber auseinanderzusetzen; er liebt solche Gespräche, wie Sie wohl schon gemerkt haben, und hat eine kleine Lutherheimgang, sich immer auf das jetzt übliche: 'Hier sich' ich, ich kann nicht anders' auszuwirken. Müunter sieht es wirklich so aus, als ob wieder eine gewisse Mätrereitakt in die Menschen gefahren wäre, bloß ich traue dem Frieden noch nicht so recht."

"Ich auch nicht," bemerkte Ner, "weilens Renommisterei."

"Na, na," sagte Gzako. "Da hab' ich doch noch die letzten Tage von einem armen russischen Lehrer gelesen, der unter die Soldaten gesteckt wurde (sie haben da jetzt auch so was wie allgemeine Dienstpflicht), und dieser Mensch, der Lehrer, hat sich geweigert, eine Plüme loszugeben, weil das bloß Vorhölle sei zu Wort und Totschlag, also ganz und gar gegen das fünfte Gebot. Und dieser Mensch ist sehr geehrt worden, und zuletzt ist er gestorben. Wollen Sie das auch Renommisterei nennen?"

"Gewiß will ich das."

"Herr von Ner," sagte Dubslav, "sollten Sie dabei nicht zu weit gehen? Wenn sich's ums Sterben handelt, da hört das Renommieren auf. Aber diese Sache, von der ich übrigens auch gehört habe, hat einen ganz andern Schlüssel. Das liegt nicht an der allgemein gewordenen Renommisterei, das liegt an Lehrertum. Alle Lehrer sind nämlich verriekt. Ich habe hier auch einen, an dem ich meine Studien gemacht habe; heißt Strippentapel, was allein schon was sagen will. Er ist grad um ein Jahr älter als ich, also runde siebenunddreißig, und eigentlich ein Brachtempplar, jedenfalls ein vorzüglicher Lehrer. Aber verriekt ist er doch."

"Das sind alle," sagte Ner. "Alle Lehrer sind ein Schrecknis. Wir im Kultusministerium können ein Lied davon singen. Diese Abo-paunter wissen alles, und seitdem Anno sechshundertzig der unfinnige Satz in die Mode kam, der preussische Schulmeister habe die Oesterreicher geschlagen! — ich meinerseits würde lieber dem Jüdnadelgewehr oder dem alten Steinweg, der alles nur kein Schulmeister war, den Preis zuerkennen — seitdem ist es vollends mit diesen Leuten nicht mehr anzuhalten. Herr von Stechlin hat eben von einem der Humboldts gesprochen; nun, an Wilhelm von Humboldt traue ich mich noch nicht recht heran, aber was Alexander von Humboldt konnte, das können sie nun schon lange."

"Da treffen Sie's, Herr von Ner," sagte Dubslav. "Genau so ist meiner auch. Ich kann nur wiederholen, ein vorzüglicher Mann; aber er hat den Prioritätswahnsinn. Wenn noch das Heisterum ersindet oder Edison Ihnen auf fünfzig Meilen eine Oper vorspielt, mit Getrampel und Händelklatschen

dazwischen, so weist Ihnen mein Strippentapel nach, daß er das vor dreißig Jahren auch schon mit sich rumgetragen habe."

"Ja, ja, so sind sie alle."

"Nebigens... Aber darf ich Ihnen nicht noch von diesen gebadenen Schinken vorlegen?... Nebigens mahnt mich Strippentapel daran, daß die Feststellung eines Vormittagsprogramms wohl an der Zeit sein dürfte; Strippentapel ist nämlich der geborene Cicerone dieser Gegenden, und durch Wolbemar weiß ich bereits, daß Sie uns die Freude machen wollen, sich um Stechlin und Umgebung ein klein wenig zu kümmern. Dorf, Kirche, Wald, See — um den See natürlich am meisten, denn der ist mir piseo de resistance. Das andre gibt es wo anders auch, aber der See... Forensen erklärt ihn außerdem noch für einen richtigen Revolutionär, der gleich mitrumort, wenn irgendwo was los ist. Und es ist auch wirklich so. Mein Pastor aber sollte, beiläufig bemerkt, so was lieber nicht sagen. Das sind so Geistesrichtheiten, die leicht übel vermerkt werden. Ich persönlich laß' es laufen. Es gibt nichts, was mir so verhaßt wäre wie Polizeimahregeln, oder einem Menschen, der gern ein freies Wort spricht, die Kehle zuzuschneiden. Ich rede selber gern, wie mir der Schnabel gewachsen ist."

"Und verplaudert dich dabei," sagte Wolbemar, "und vergißt zunächst unser Programm. Im spätesten zwei müssen wir fort; wir haben also nur noch vier Stunden. Und Glosbow, ohne das es nicht gehen wird, ist weit und kostet uns wenigstens die Hälfte davon."

"Alles richtig. Also das Menü, meine Herren. Ich denke mir die Sache so. Erst (da gleich hinter dem Burbanngange) Besteigung des Aussichtsturms, — noch eine Anlage von meinem Vater her, die sich, nach Ansicht der Leute hier, vor dem um vieles schöner ausnahm als jetzt. Damals waren nämlich noch lauter bunte Scheiben da oben, und alles, was man sah, sah rot oder blau oder orangefarben aus. Und alle Welt hier war unglücklich, als ich diese bunten Gläser wegnehmen ließ. Ich empfand es aber wie 'ne Naturbeleidigung. Grün ist grün und Wald ist Wald... Also Nummer eins der Aussichtsturm; Nummer zwei Strippentapel und die Schule; Nummer drei die Kirche samt Kirchhof. Vierte schenken wir uns. Dann Wald und See. Und dann Glosbow, wo sich eine Glasindustrie befindet. Und dann wieder zurück und zum Abschluß ein zweites Frühstück, eine atmobische Bezeichnung, die mir aber trotzdem immer besser klingt als Lunch. Zweites Frühstück hat etwas ausgeprochen Beagliches und giebt zu verstehen, daß man ein crifes schon hinter sich hat... Wolbemar, dies ist mein Programm, das ich dir, als einem Eingeweihten, hiermit unterbreite. Ja oder nein?"

"Natürlich ja, Papa. Du triffst dergleichen immer am besten. Ich meinerseits mache aber nur die erste Hälfte mit. Wenn wir in der Kirche fertig sind, muß ich zu Forensen. Strippentapel kann mich ja mehr als erlegen, und in Glosbow weiß er all und jedes. Er spricht, als ob er Glasbläser gewesen wäre."

"Darf dich nicht wundern. Dafür ist er Lehrer im allgemeinen und Strippentapel im besonderen."

So war denn also das Programm festgesetzt, und nachdem Dubslav mit Engelfes Hilfe seinen noch ziemlich neuen weißen Filzhut, den er sehr schonte, mit einem wotanartigen schwarzen Filzhut vertauscht und einen schweren Eidenkord in die Hand genommen hatte, brach man auf, um zunächst auf den als erste Sehenswürdigkeit festgesetzten Aussichtsturm hinaufzusteigen. Der Weg dahin, seine hundert Schritte, führte durch einen sogenannten 'Roetenfeld'. "Ich weiß nicht," sagte Dubslav, "warum meine Mutter diesen etwas anspruchsvollen Namen hier einführte. Soviel mir bekannt, hat sich hier niemals etwas Betreffendes lassen, was zu dieser Anangerhöhung einer ehemaligen Tarnscheide hätte Veranlassung geben können. Und ist auch recht gut so."

"Warum gut, Papa?"

"Nun, nimm es nicht übel," lachte Dubslav. "Du sprichst ja, wie wenn du selber einer wärst. Im übrigen räum' ich dir ein, daß ich kein rechtes Urteil über derlei Dinge habe. Bei den Kärristieren

war keiner, und ich habe überhaupt nur einmal einen gesehen, mit einem kleinen Verdruß und einer Goldbrille, die er beständig abnahm und putzte. Natürlich bloß ein Männchen, klein und eitel. Aber sehr elegant."

"Elegant?" fragte Gzako. "Dann stimmt es nicht; dann haben Sie so gut wie keinen gesehen."

Unter diesem Gespräche waren sie bis an den Turm gekommen, der in mehreren Etagen und zuletzt auf bloßen Leitern aufstieg. Man mußte schwindelfrei sein, um gut hinaufzukommen. Oben aber war es wieder gefahrlos, weil eine feste Wandung das Podium umgab. Ner und Gzako hielten Umficht. Nach Süden hin lag das Land frei, nach den drei andern Seiten hin aber war alles mit Waldmassen besetzt, zwischen denen gelegentlich die sich hier auf weite Meilen hinziehende Seentette sichtbar wurde. Der nächste See war der Stechlin.

"Wo ist nun die Stelle?" fragte Gzako. "Natürlich die, wo's spradelt und frubdelt."

"Sehen Sie die kleine Wuchtung da, mit der weißen Steinbank?"

"Jamoht; ganz deutlich."

"Nun, von der Steinbank aus keine zwei Bootslängen in den See hinein, da haben Sie die Stelle, die, wenn's sein muß, mit Jara telephoniert."

"Ich gäbe was drum," sagte Gzako, "wenn jetzt der Dahu zu frähen anfänge."

Diese kleine Kumerhaftigkeit muß ich Ihnen leider schuldig bleiben und hab' überhaupt da nach rechts hin nichts andres mehr für Sie als die roten Fingelbächer, die sich zwischen dem Waldbrand und dem See wie auf einem Vorkwert hinziehen. Das ist Kolonie Glosbow. Da wohnen die Glasbläser. Und dahinter liegt die Glashütte. Sie ist noch unter dem alten Friesen entstanden und heißt die 'grüne Glashütte'."

"Die grüne? Das klingt ja beinah' wie aus 'nem Märchen."

"Ist aber eher das Gegenteil davon. Sie heißt nämlich so, weil man da grünes Glas macht, allergewöhnlichstes Flaschenglas. An Rubinglas mit Goldrand dürfen Sie hier nicht denken. Das ist nichts für unsre Gegend."

Und damit kletterten sie wieder hinunter und traten, nach Passierung des Schloßhochs, auf den quadratischen Dorfplatz hinaus, an dessen einer Ecke die Schule gelegen war. Es mußte die Schule sein, das sah man an den offenstehenden Fenstern und den Malven davor, und als die Herren bis an den grünen Staketenzum heran waren, hörten sie auch schon den prompten Schulgang da drinnen, erst die scharfe, kurze Frage des Lehrers und dann die sofortige Massenantwort. Im nächsten Augenblick, unter Vorantritt Dubslavs, betraten alle den Platz, und weil ein kleiner weißer Kläffer sofort fürchtbar zu hellen anfang, erziehen Strippentapel, um zu zeigen, was los sei.

"Guten Morgen, Strippentapel," sagte Dubslav.

"Ich bring' Ihnen Besuch."

"Zehr schmeichelhaft, Herr Baron."

"Ja, das sagen Sie; wenn's nur wahr ist. Aber unter allen Umständen lassen Sie den Baron aus dem Spiel... Sehen Sie, meine Herren, mein Freund Strippentapel ist ein ganz eignes Haus. Alltags nennt er mich Herr von Stechlin (den Major unterschlägt er), und wenn er ärgerlich ist, nennt er mich 'gnäd'ger Herr'. Aber sowie ich mit Fremden komme, betitelt er mich Herr Baron. Er will was für mich thun."

Strippentapel, still vor sich hinstummelnd, hatte mittlerweile die Thür zu der seiner Schulkasse gegenüber gelegenen Wohnkubde geöffnet und bat die Herren, einzutreten zu wollen. Sie nahmen auch jeder einen Stuhl in die Hand, aber fügten sich nur auf die Lehne, während das Gespräch zwischen Dubslav und dem Lehrer keinen Fortgang nahm. "Sagen Sie, Strippentapel, wird es denn überhaupt gehen? Sie sollen uns natürlich alles zeigen, und die Schule ist noch nicht aus."

"D, gewiß geht es, Herr von Stechlin."

"Ja, hören Sie, wenn der Hirt fehlt, rebelliert die Herde..."

"Nicht zu befürchten, Herr von Stechlin. Da war mal ein Burgemeister, achtundvierziger Zeit, Namen will ich lieber nicht nennen, der sagte mal: 'Wenn ich meinen Stiefel aus Fenster stelle, regier' ich die ganze Stadt.' Das war mein Mann."



Der sein Sturm: Abtrieb der Schafe auf der Felsklippe. Nach dem Gemälde von Hans Thoma.

„Nichtig; den hab' ich auch noch gekannt. Ja, der verstand es. Ueberhaupt immer in der Furcht des Herrn. Dann geht alles an besten. Der Hauptregente bleibt doch der Krüftkoff.“

„Der Krüftkoff.“ befragte Krippenstapel. „Und dann freilich die Belohnungen.“

„Belohnungen?“ lachte Dubslav. „Aber Krippenstapel, wo nehmen Sie denn die her?“

„O, die hat's schon, Herr von Stechlin. Aber immer mit Verschleidenheiten. Ist es was Kleines, so kriegt der Junge bloß 'nen Katzenfopp weniger, ist es aber was Großes, dann kriegt er 'ne Wabe.“

„'ne Wabe? Nichtig. Davon haben wir schon heute früh beim Frühstück gesprochen, als Ihr König auf den Tisch kam. Ich habe den Herren dabei gesagt, Sie wären der beste Junfer in der ganzen Grafschaft.“

„In viel Ehre, Herr von Stechlin. Aber das darf ich sagen, ich verneh' es. Und wenn die Herren mir folgen wollen, um das Volk bei der Arbeit zu sehen — es ist jetzt gerade beste Zeit.“

Alle waren einverstanden, und so gingen sie denn durch den Park bis in Hof und Garten hinaus und nahmen hier Stellung vor einem offenen Stageschuppen, denn die Stöße fanden, nicht almodische Dienersörbe, sondern richtige Bienenhäuser, nach der Diersonschen Methode, wo man alles herausnehmen und jeden Augenblick in das Innere beuamen hinein gucken kann. Krippenstapel zeigte denn auch alles, und Rex und Gasto waren ganz aufrichtig interessiert.

„Nun aber, Herr Lehrer Krippenstapel,“ sagte Gzato, „nun bitte, geben Sie uns auch einen Kommentar. Wie is das eigentlich mit den Bienen? Es soll ja was ganz Betondres damit sein.“

„Ist es auch, Herr Hauptmann. Das Bienenleben ist eigentlich feiner und vornehmer als das Menschenleben.“

„Feiner, das kann ich mir schon denken; aber doch nicht vornehmer. Was Vornehmeres als den Menschen giebt es nicht. Indessen, wie's damit auch sei, ja' oder nein, Sie machen einen nur immer neugieriger. Ich habe mal gehört, die Bienen sollen sich auf das Staatliche so gut verstehen; beinah' vorbildlich.“

„So ist es auch, Herr Hauptmann. Und eins ist ja da, worüber sich vielleicht reden läßt. Da sind nämlich in jedem Stod drei Gruppen oder Klassen. In Klasse eins haben wir die Königin, in Klasse zwei haben wir die Arbeitsbienen (die, was für alles Arbeitsvolk wohl eigentlich immer das beste ist, geschlechtslos sind), und in Klasse drei haben wir die Drohnen; die sind nämlich, worin zugleich ihr eigentlicher Beruf besteht. Denn im übrigen thun sie gar nichts.“

„Interessanter Staat. Gefällt mir. Aber immer noch nicht vorbildlich genug.“

„Und nun bedenken Sie, Herr Hauptmann. Winterlang haben sie so dagelesen und gearbeitet oder auch geschlafen. Und nun kommt der Frühling, und das erwachende neue Leben ergreift auch die Bienen, am mächtigsten aber die Klasse eins, die Königin. Und sie beschließt nun, mit ihrem ganzen Volk einen Frühlingsausflug zu machen, der sich für sie verhältniß sogar zu einer Art Hochzeitreise gestaltet. So muß ich es nennen. Unter den vielen Drohnen nämlich, die ihr auf der Ferse sind, wählt sie sich einen Begleiter, man könnte sagen einen Tänzer, der denn auch berufen ist, alsbald in eine noch intimere Stellung zu ihr einzurücken. Etwa nach einer Stunde kehrt die Königin und ihr Hochzeitszug in die beengenden Schranken ihres Staates zurück. Ihr Dasein hat sich inzwischen erfüllt. Ein ganzes Geschlecht von Bienen wird geboren, aber weitere Beziehungen zu dem bewussten Tänzer sind ein für allemal ausgeschlossen. Es ist das gerade das, was ich vorhin als fein und vornehm bezeichnet

habe. Bienenköniginnen lieben nur einmal. Die Bienenkönigin liebt und stirbt.“

„Und was wird aus der bevorzugten Drohne, aus dem Prinzessinnen-Tänzer, dem Prince-Consort, wenn dieser Titel ausreicht?“

„Dieser Tänzer wird ermordet.“

„Nein, Herr Lehrer Krippenstapel, das geht nicht. Unter dieser letzten Mitteilung bricht meine Begeisterung wieder zusammen. Das ist ja schlimmer als der Heineke Affa. Der stirbt doch bloß. Aber hier haben wir Ermordung. Sagen Sie, Rex, wie stehen Sie dazu?“

„Das monogamische Prinzip, woran doch schließlich unsere ganze Kultur hängt, kann nicht strenger und überzeugender demonstriert werden. Ich finde es grobhartig.“

Gzato hätte gern geantwortet; aber er kam nicht dazu, weil in diesem Augenblicke Dubslav darauf aufmerksam machte, daß man noch viel vor sich habe. Zunächst die Kirche. „Seine Hochwürden, der wohl eigentlich dabei sein mühe, wird es nicht übernehmen, wenn wir auf ihn verzichten. Aber Sie, Krippenstapel, können Sie?“

Krippenstapel wiederholte, daß er Zeit vollanz habe. Juden schlug die Säulnahr, und gleich beim ersten Schläge hörte man, wie's drinnen in der Klasse lebendig wurde und die Jungens in ihren Holzspantinen über den Park weg auf die Straße stürzten. Draußen aber stellten sie sich militärisch auf, weil sie mittlerweile gehört hatten, daß der gnädige Herr gekommen sei.

trug er eine Mütze von sonderbarer Form. In der Rechten aber hielt er einen ausgeschlachten Kirchenschlüssel, der wie 'ne rostige Pistole aussah.

Der Weg bis zur Kirche war ganz nah. Und nun standen sie dem Portal gegenüber.

Rex, zu dessen Messort auch Kirchbauliches gehörte, setzte sein Vincenz auf und murmelte, „Sehr interessant. Ich lege das Portal in die Zeit von Bischof Luger. Prämonstratenser-Bau.“

Wenn mich nicht alles täuscht, Anlehnung an die Brandenburger Krypte. Also sagen wir zwölfhundert. Wenn ich fragen darf, Herr von Stechlin, existieren Urkunden? Und war vielleicht Herr von Quast schon hier oder Geheimrat Adler, unter bester Steiner?“

Dubslav geriet in eine kleine Verlegenheit, weil er sich einer solchen Gründlichkeit nicht gewöhrt hatte. „Herr von Quast war einmal hier, aber in Wahlangelegenheiten. Und mit den Urkunden ist es gründlich vorbei, seit Wrangel hier alles niederbrannte. Wenn ich von Wrangel spreche, mein' ich natürlich nicht untern Vater Wrangel, der übrigens auch keinen Spieß verstand, sondern den Schillerischen Wrangel. . . Und außerdem, Herr von Rex, ist es so schwer für einen Laien. Aber Sie, Krippenstapel, was meinen Sie?“

Rex, über den plötzlich etwas von Dienstlichkeit gekommen war, suchte zusammen. Er hatte sich an Herrn von Stechlin gewandt, wenn nicht als zu einen Riffenden, so doch als an einen Ebenbürtigen, und daß jetzt Krippenstapel aufgefordert wurde, das ent-

scheidende Wort in dieser Angelegenheit zu sprechen, wollte ihm nicht recht passend erscheinen. Ueberhaupt, was wollte diese Figur, die doch schon stark die Skarifikatur streifte. Schon der Bericht über die Bienen und namentlich was er über die Haltung der Königin und den Prince-Consort gesagt hatte, hatte so merkwürdig anzüglich geklungen, und nun wurde dies Schulmeister-Original auch noch aufgefordert, über bauliche Fragen und aus welchem Jahrhundert die Kirche stamme, sein Urteil abzugeben. Er hatte wohlweislich nach Quast und Adler gefragt, und nun kam Krippenstapel! Wenn man

durchaus wollte, konnte man das alles patriardhalisch finden; aber es mißfiel ihm doch. Und leider war Krippenstapel — der zu seinen sonstigen Sonderbarkeiten auch noch den ganzen Troß des Autodidakten gestellt — keineswegs angethan, die kleinen Unbequemlichkeiten, in die das Gespräch hineingeraten war, wieder glatt zu machen. Er nahm vielmehr die Frage Krippenstapel, was meinen Sie? ganz ernsthaft auf und sagte:

„Wollen verzeihen, Herr von Rex, wenn ich unter Anlehnung an eine neuerdings erschienene Broschüre des Oberlehrers Lucheband in Templin zu widersprechen wage. Dieser Grafschaftswinkel hier ist von mehr medlenburgischem und adermärkischem als brandenburgischem Charakter, und wenn wir für unsre Stechliner Kirche nach Vorbildern forschen wollen, so werden wir sie wahrscheinlich in Kloster Himmelport oder Gramsee zu finden haben, aber nicht in Dom Brandenburg. Ich möchte hinzulegen dürfen, daß Oberlehrer Luchebands Aufstellungen, so viel ich weiß, unumstößlich geblieben sind.“

Gzato, der diesen aufklackernden Kampfe zwischen einem Ministerialassessor und einem Dorfschulmeister mit größtem Vergnügen folgte, hätte gern noch weitere Scheite herzutragen, Woldegar aber empfand, daß es höchste Zeit sei, zu intervenieren, und bemerkte: nichts sei schwerer, als auf diesem Gebiete Bestimmungen zu treffen — ein Satz, den übrigens sowohl Rex wie Krippenstapel abhaken zu wollen schienen — und daß er vorschlagen möchte, lieber in die Kirche selbst einzutreten, als hier draußen über die Säulen und Kapitelle weiter zu debattieren. Man fand sich in diesen Vorschlag, Krippenstapel



Die Böcklin-Medaille. Entworfen von Hans Sandreuter.

„Morgen, Jungens,“ sagte Dubslav, an einen kleinen Schwarzhaarigen herantretend. „Bist von Glogbow?“

„Nein, gnäd'ger Herr, von Dagow.“

„Na, lernst auch gut?“

Der Junge grünte.

„Wann war denn Fehrbellin?“

„Achtzehnte Juni.“

„Und Leipzig?“

„Achtzehnter Oktober. Immer achtzehnter bei uns.“

„Das ist recht, Junge. . . Da.“

Und dabei griff er in seinen Rock und suchte nach einem Kiesel. „Sehen Sie, Hauptmann, Sie sind ein bißchen ein Spötter, so viel hab' ich schon gemerkt; aber so muß es gemacht werden. Der Junge weiß von Fehrbellin und von Leipzig und hat ein kluges Gesicht und steht Red' und Antwort. Und rote Backen hat er auch. Sieht er aus, als ob er einen Stammer hätte oder einen Gram ums Vaterland? Anstun. Ordnung und immer feste. Na, so lange ich hier bleibe, so lange hält es noch. Aber freilich, es kommen andre Tage.“

Woldegar lächelte.

„Na,“ fuhr der Alte fort, „will mich trösten. Als der alte Feig zu sterben kam, dacht' er auch, nu ginge die Welt unter. Und sie sieht immer noch, und wir Deutsche sind wieder obenauf, ein bißchen zu sehr. Aber immer besser als zu wenig.“

Inzwischen hatte sich Krippenstapel in seiner Stube propper gemacht: schwarzer Rock mit dem Inhaberband des Adlers von Hohenzollern, den ihm sein gütiger Gutsberr verhascht hatte. Statt des Quates, den er in der Güte nicht hatte finden können,

öffnete die Kiste mit seinem Niefenschlüssel, und alle traten ein.

VI.

Gleich nach zwölf — Woldemar hatte sich, wie geplant, schon lange vorher, um bei Lorenzen vorzusprechen, von den andern Herren getrennt — war Dubslav samt Ner und Gzako von dem Globfower Ausfluge zurück, und Ner, feiner Mann, der er war, war bei Passierung des Vorhofs verbindlich an die mit Zinn ausgelegte blaute Glasfugel herangeretreten, um ihr, als einen mutmaßlichen Produkte der eben besichtigten „grünen Glashütte“, seine Ministerialaufmerksamkeit zu schenken. Er ging dabei so weit, von „Industriefabrik“ zu sprechen. Gzako, der gemeinschaftlich mit Ner in die Glasfugel hineinguckte, war mit allem einverstanden, nur nicht mit seinem Spiegelbilde. „Wenn man nur bloß etwas besser aussähe...“ Ner verdrüßte zu widersprechen, aber Gzako gab nicht nach und versicherte: „Ja, Ner, Sie sind ein schöner Mann. Sie haben eben mehr zuzusetzen. Und da bleibt denn immer noch was übrig.“

Oben auf der Rampe stand Engelle. „Nun, Engelle, wie steht's? Woldemar und der Pastor schon da?“ „Nein, gnäd'ger Herr. Aber ich kann ja die Christel schicken...“ „Nein, nein, schade nicht. Das stört bloß. Aber warten wollen wir auch nicht. Es war doch weiter nach Globfow, als ich dachte; das heißt, eigentlich war es nicht weiter, bloß die Beine wollen nicht mehr recht. Und hat solche Anstrengung bloß das eine Gute, daß man hungrig und durstig wird. Aber da kommen ja die Detren.“

Und er grüßte von der Rampe her nach der Bohlenbrücke hinüber, über die Woldemar und Lorenzen eben in den Schloßhof eintraten. Ner ging ihnen entgegen. Dubslav aber nahm Gzako's Arm und sagte: „Nun kommen Sie, Hauptmann, wir wollen derselben ein bißchen rederscherieren und uns einen guten Platz aussuchen. Mit der ewigen Veranda, das ist nichts; unter der Marquise sieht die Luft wie 'ne Mauer, und ich muß frische Luft haben. Vielleicht erstes Zeichen von Hydropsie. Kann eigentlich Fremdwörter nicht leiden. Aber mitunter sind sie doch ein Segen. Wenn ich so zwischen Hydropsie und Wasserriecht die Wahl habe, bin ich immer für Hydropsie. Wasserriecht hat so was kolossal Anschauliches.“

Unter diesen Worten waren sie bis in den Garten gekommen, an eine Stelle, wo viel Buchsbaum stand, dem Poetensteige gerade gegenüber. „Sehen Sie hier, Hauptmann, das wäre so was. Niedrige Buchsbaumwand. Da haben wir Luft und doch keinen Zug. Denn vor Zug muß ich mich auch hüten wegen Rheumatismus, oder vielleicht ist es auch Gicht. Und dabei hören wir das Plätschern von meiner Saisouct-Fontäne. Was meinen Sie?“ „Kapital, Herr Major.“

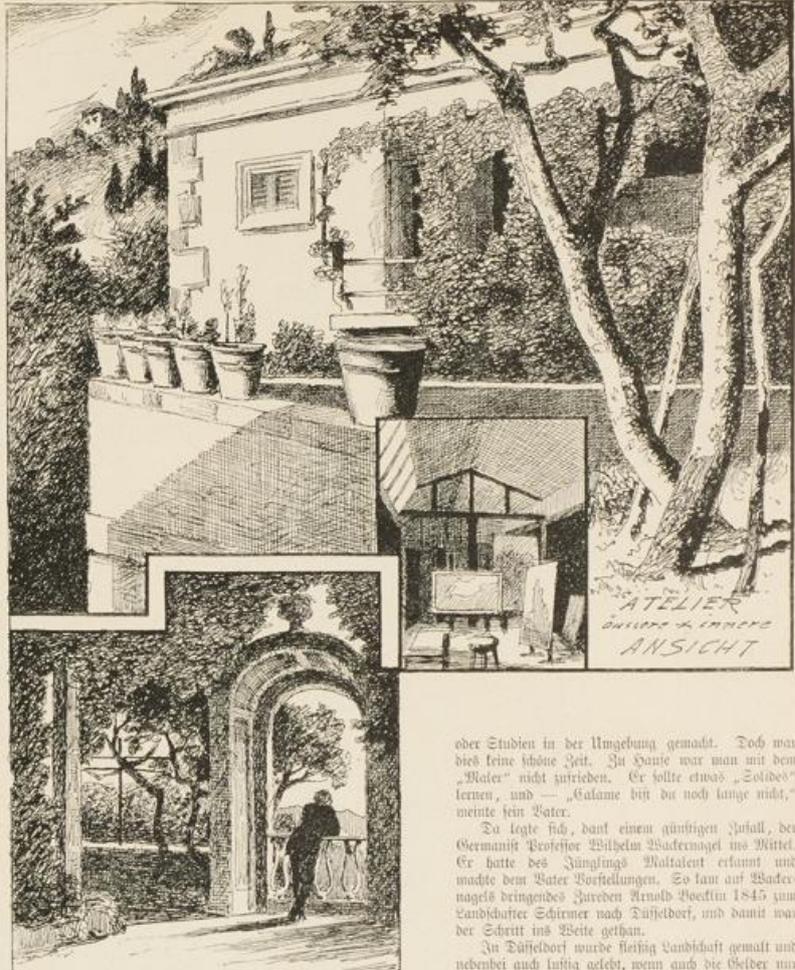
„Ach, lassen Sie den Major. Major klingt immer so dienstlich... Also hier, Engelle, hier decke den Tisch und stell auch ein paar Fuchsfien oder was gerade blüht in die Mitte. Nur nicht Astern. Astern sind ganz gut, aber doch sozuzunehmern unterm Stand und sehen immer aus wie 'n Vauerngarten. Und dann mache dich in den Keller und hol uns was Ordentliches herauf. Du weißt ja, was ich zum Frühstück am liebsten habe. Vielleicht hat Hauptmann Gzako denselben Geschmack.“

„Ich weiß noch nicht, um was es sich handelt. Herr von Stechlin; aber ich möchte mich für Ueber-einstimmung schon jetzt verbürgen.“ (Glockung folgt.)

Sprüche.

Für den Adel der Menschheit spricht in der Welt Nichts so als kindliche Reinheit, Wo sie unberührt sich und leichtsinnig erhält Mitten im Kampf der Gemeinheit.

Der Jugend will es schlecht behagen, Sieht sie den Erfolg nicht in wenig Tagen; Plangt das Kind einen Kirchturmen, Ditt's morgen schon Baum und Früchte gern. a. Eber.



Wahlortpunkt bei der Villa Boecklin.

Arnold Boecklin.

In seinem siebenzigsten Geburtstag.

In Wort und Bild

Carlo Boecklin.

Im Basel am 16. Oktober 1827 als Sohn eines Seidenfabrikanten geboren, kam Arnold Boecklin schon mit drei Jahren in die Krebtschule, mit fünf in die Gemeindegemeinschaft und mit sieben auf das Gymnasium. Die Familie war eben mit Kindern reich gesegnet — vier Brüder und drei Schwestern. Im oberen Gymnasium, dem sogenannten Pädagogium, kam es zwischen dem Schüler und einigen Lehrern zu Reibereien — der Schüler konnte keine Vorgesetzten nicht vertragen, diese aber waren ihrerseits mit des Schülers Eigenart nicht einverstanden. Kurz, Arnold Boecklin mußte mit siebzehn Jahren die Anstalt verlassen, ohne schöne Erinnerungen an diese Zeit ins weitere Leben mitzunehmen.

Anderes erging es ihm in der Zeichenschule, die er auf besonderen Wunsch besuchen durfte — er hatte einmal seinem Vater ein günstiges Zeugnis vorgelesen und dieser ihm die Wahl eines Wandbes freigegeben. Dort verhanden sich Lehrer und Schüler heftig; verschiedene kleine Medaillen waren der wohlverdiente Lohn.

Einmal aus der Schule, ging Arnold Boecklin trotz äußerlicher Schwierigkeiten — die Eltern hatten viel dagegen einzuwenden — hoffnungsreich als Zeichner und Maler. Bald wurden farbige Ornamente für des Vaters Fabrik entworfen — Seide gewebt ja den mannigfaltigsten Farbenreichtum — bald Tanten, Couffinen und so weiter gezeichnet

oder Studien in der Umgebung gemacht. Doch war dies keine schöne Zeit. In Hause war man mit dem „Water“ nicht zufrieden. Er sollte etwas „Solides“ lernen, und — „Galame bist du noch lange nicht,“ meinte sein Vater.

Da legte sich, dank einem günstigen Zufall, der Germanist Professor Wilhelm Wadernagel ins Mittel. Er hatte des Jünglings Multalent erkannt und machte dem Vater Vorstellungen. So kam zur Badenagels bringendes Jureten Arnold Boecklin 1845 zum Landshuter Schirmer nach Düsseldorf, und damit war der Schritt ins Weite gethan.

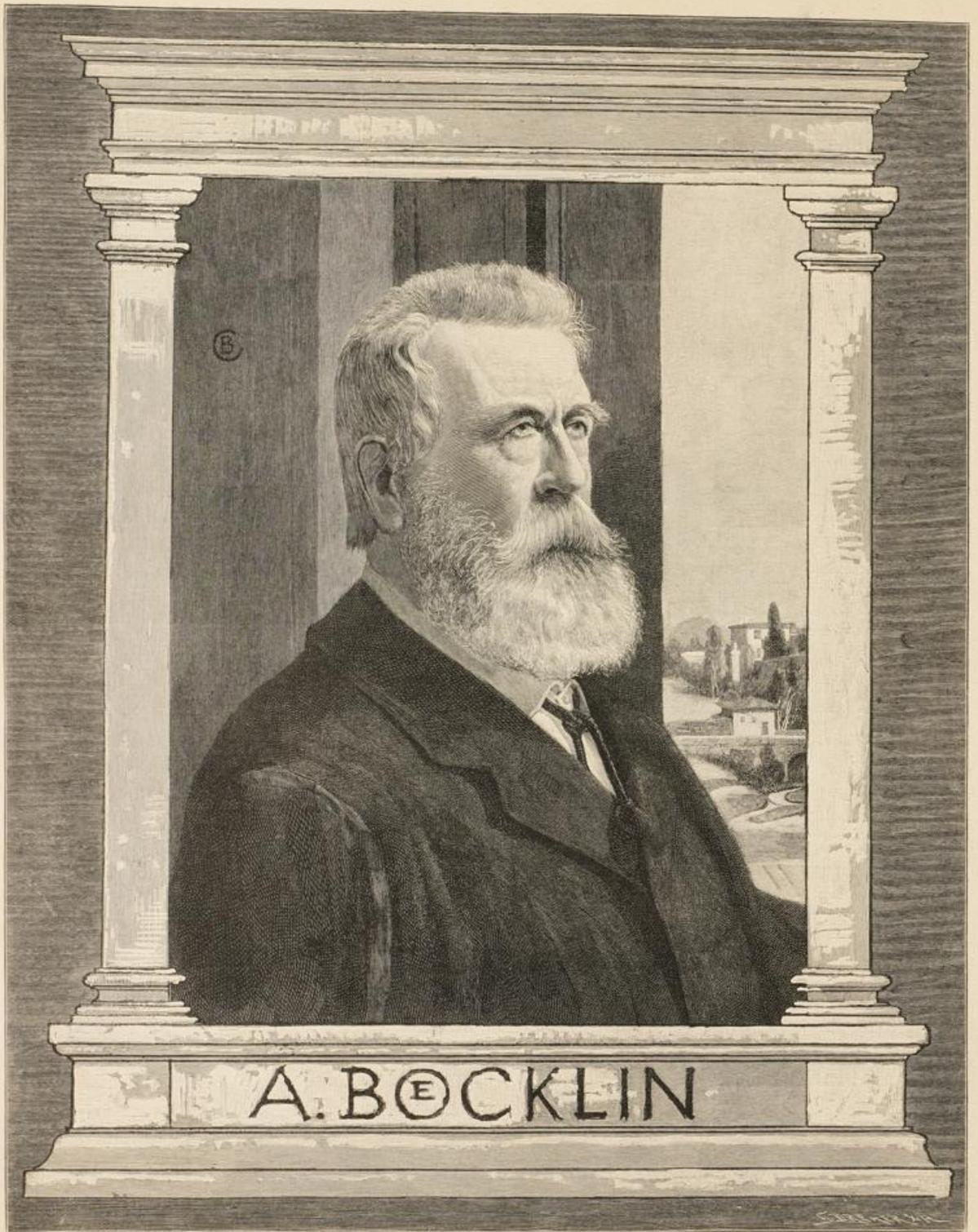
In Düsseldorf wurde fleißig Landtschaft gemalt und nebenbei auch lehrig gelehrt, wenn auch die Gelder nur knapp bemessen waren. Rudolf Koller aus Zürich, der Tiermaler, war auch dabei. 1847 ging es nach Brüssel und bald darauf nach Antwerpen, wo der junge Künstler in den Museen nach alten Meistern, Rubens, van Dyck und andern, zeichnete. Rubensien und dergleichen hat Arnold Boecklin damals nicht bemerkt. Nicht lange dauerte der Aufenthalt in Belgien, denn schon im Winter 1847 finden wir den jungen Maler in Genf. Hier mußte er schwer um den Lebensunterhalt ringen, und er hatte sich schon für das Dufourische Oer zur Belämpfung des Sonderstimmes anwerben lassen, als er — glücklicherweise — krank wurde.

In Genf malte Boecklin einige kleine landschaftliche Bilder, und dabei erwarbte sich eine löbliche Bekanntschaft. Er hatte eine Phantasie-landschaft ausgehelt und daraufhin eine mutsprühende, vernichtende Kritik zu lesen bekommen. Der gute Kritiker meinte nämlich, das Werk eines von ihm Gehöhten herunterzumachen, hatte aber in der Eile oder aus sonst welchem Versehen des unbekanntem Jünglings Kritikerarbeit für ein Werk eines Gogners angesehen. Als nun Boecklin Klärung verlangte — er war kein Kritiker auf den Leib gerückt —, fiel dieser aus den Wolken. „Ach, Sie sind's — ja dann wollen wir die Sache wieder gut machen.“

Eine zweite Kritik fiel auch weit günstiger aus.

Im Februar 1848 ging's aber Bald nach Paris — der ausbrechenden Revolution in die Arme. Dort traf Boecklin auch einige Bekannte aus der Schweiz wieder, so den oben erwähnten Rudolf Koller und den Kapplerheber Werbmilller.

Schrecklich, zugleich aber auch gewaltig waren die Eindeute der Revolution, in die der junge Mann wider Willen hineingezogen wurde. Mit dem Worte „Tenez“ (Nehmt) zwangen ihm, der harmlos über die Strafe wandelte, die Aufständischen einen Tadel in die Hand, und so mußte er, vom Strome mit fortgerissen, an der Revolte teilzunehmen. Was in die Gallerien hinein ging die tolle Jagd. Steller hatte gleichfalls wider seinen Willen an der Seite Boecklins wacker mitgeführt, ebenfalls schwer benachteiligt.



Nach dem Gemälde von Carlo Boecklin.



Villa Poëstin mit Atelier und Kapelle.

In Paris blieb Voëstin nur bis zum August 1848. Die Gelder, die von der Heimat kommen sollten, trafen nicht ein, und so blieb ihm nichts übrig, als sein Könglein zu schmieren. Er kehrte nach Basel zurück und malte dort ruhig weiter, „für sich“, ohne Anlehnung an Vorbilder und Schulen, dafür aber im ewigen Kampf mit Vater und Familie. Nur an einem Bruder, der jetzt noch in Amerika lebt, fand er eine Stütze.

Echteschlich wurde ihm die Luft in Basel zu beengend — das Wunderland Italien zog ihn mächtig an. Mit knappem Gelde vertrieben, das er selbst erworben hatte, wagte er 1850 die Reise nach Rom. Dort — fern von allen „guten“ Rathschlägen und andern Kergernissen — fühlte er sich frei und durfte schaffen, was er wollte. Er fand auch anregenden Verkehr, denn es lebten viele deutsche Künstler in Rom, doch waren es hauptsächlich Raupert, der Bildhauer, und der vielversprechende Franz Treiber, die ihn anjagten.

Im Sommer 1852 machte er in die Heimat zurück, um den Militärdienst zu absolvieren, doch im Winter 1853 finden wir Arnold Voëstin wieder in Rom. Bald darauf heiratete er Angela Pasucci, ein junges Mädchen aus gutem stadtrömischen Geschlecht. Es folgte eine Zeit der Prüfung. Viele Kinder und nur spärlicher Erwerb, dafür aber ein treues eheliches Zusammenhalten — man konnte viel davon erzählen.

Bis 1857 hielt sich die Künstlerfamilie in Rom, so gut es ging, über Wasser, dann zog man über die Alpen nach Basel, in der Hoffnung, daß bessere Zeiten eintreten würden. Und es kam auch so.

Im Jahre 1858 gelangte an Voëstin von seinen Bekannten die Aufforderung, nach Hannover zu kommen, um einen Saal auszumalen. Bekand hatte in Rom des Künstlers Atelier besucht und Gefallen an seinen Arbeiten gefunden.

Nach Vollendung des Auftrages siedelte der Künstler noch in demselben Jahre nach München über. Kurz nach seiner Ankunft erhielt ihn der Lypstus, von dem er sich nur sehr langsam erholte. Ein Glück, daß damals König Ludwig II. von Bayern den „Pan im Schilf“ für die königliche Pinakothek erwarb!

Inzwischen war Voëstins Name bekannt geworden, und auf Pilotos Vorschlag erhielt der Künstler 1860 einen Ruf als Professor nach Weimar. Dort wirkte er zwei Jahre, dann zog es ihn wieder nach Italien.

In Rom, wo er sich abermals niederließ, malte er wieder kleinere Bilder, meist Landschaften, aus seiner Phantasie, fand auch Aufklang — aber in Rom gab es damals keine Kunstmäcene. Er konnte nur wenig verdienen, und dabei wurde die Familie immer größer. 1866 sahte er deshalb den Entschluß, nach Basel zurückzukehren.

Dort schuf Voëstin neben den Wandmalereien im Sarcophagen Gartenhäuse und denjenigen im Treppenhause des Museums einige seiner Bilder, die sich jetzt in der Schatzgalerie zu München befinden. Leider wurden aber auch hier seine Erwartungen nicht erfüllt; die damaligen Väter waren dem Künstler wenig hold, Jakob Burkhardt, der unlängst verstorbene Kunsthistoriker, an der Spitze. Die Folge

war, daß Arnold Voëstin 1871 nach München übersiedelte, wo er günstigeren Boden zu finden hoffte. Er gewann auch an dem Grafen Schaf einen Gönner, wenngleich seinen opferrenden.

Der Verkehr aber, in den er mit hervorragenden Künstlern trat, konnte seine Schmach nach Italien nicht wiederkämpfen. Er riss sich bald los und wanderte wieder aus, und zwar diesmal nach Florenz, wo er im Herbst 1874 eintrat. Sein Atelier am Lungo il Mugnone No. 11, in der sogenannten Casa Sverdrhoff, wird gar manchem bekannt sein.

Mit der Zeit sammelte sich um ihn, durch den immer mehr um sich greifenden Ruf des Meisters angezogen, eine Anzahl junger deutscher Künstler. Es liegt aber nicht in der Art Voëstins, überhaupt nicht in seiner Kunstausstattung, Lehrer sein zu wollen und Unterricht in der Malerei zu geben. Von „Schülern“ im wahren Sinn des Wortes kann nicht die Rede sein. Er gab manchem guten Rath, forderte stets zur Naturbeobachtung auf, meist aber nur im freundschaftlichen, intimen Verkehr.

Nur den Künstler selbst war diese Zeit äußerst fruchtbar! Fritz Gurlitt, der bekannte Münzhändler, war damals ein beinahe jugendlicher Schüler. In seine Hände gingen fast alle Werke des Künstlers, zu allerdings nicht hohen Preisen, über. Dafür ward bieten aber der Vorteil, daß seine Bilder fast überall in Deutschland zur Ausstellung gelangten und Aufsehen erregten. Die Kreise hellten sich höher und höher — wohlbedenkt nicht zu Gunsten des Künstlers — dadurch wurde aber auch der Name Voëstin allgemein bekannt.

Die wiederholten Aufforderungen, nach Deutschland übersiedeln, die Anerbietungen vortheilhafter, Ehren und Titel bringender Anstellungen nahen der Künstler nicht an; in materieller Hinsicht gesichert, blieb er da, wogin es ihn stets gezogen, in Italien.

Erit 1885 enthielt sich Arnold Voëstin, wieder nach der Schweiz zurückzukehren, seiner Ehne wegen, die in deutscher Schule aufzuwachen sollten. Als Wohnort wählte er Zürich, wo er sich auch ein eigenes Atelier baute. Mit Gottfried Keller wurde er eng befreundet. Der „Hauen“ war das Lokal, in dem man sich zwei- bis dreimal wöchentlich traf.

Im Jahre 1892 wurde der Künstler von einem Schlaganfall betroffen, von dem er sich jedoch nach kurzer Zeit wieder erholte. Ein wärmeres, gleichmäßiges Klima und vor allem Ruhe waren aber geboten.

In San Terenzo am Golf von Spezia fand er beides. Nach dreiwerteljährigem Aufenthalt an diesem schönen Meerbuhnen siedelte er wieder nach Florenz über. Seit 1895 besitzt er eine Villa an seinem Lieblingshügel Fiesole, wo er in aller Schaffensfreudigkeit arbeitet.

Von der Quelle des Afficio.

Eine Künstlerfabrik nach Halb-Athen.

Humoristische Erzählung

von

Kurt Gebberg.

(Fortsetzung.)

Über den ersten Löffeln Suppe waltete ein fast heiliges Schweigen mit Fliegen- gemumme, das endlich Cohn unterbrach.

„Meine Damen, wie gesagt, Sie sind nach dem Konzert alle eingeladen zur Frau Goldstein. Sie giebt das Fest nämlich nur zu Ehren vom großen Sänger Meccerino.“ Er führte dreimal den überstehenden Löffel rasch zum Munde. „Meine Damen, finden Sie nicht auch, daß der Meccerino ihr schuldig ist eine Staatsdumme? Sie ist die Erste in Nempen! — Und 's ist 'n feines Haus, auf meine Ehre,“ er schlug sich auf die Brust. „Außern und Selt, ich verschlere es Ihnen. Der Herr Bolle — bitte, Willibald, grüßen Sie 'n schön wieder — der Herr Bolle hat doch auch verkehrt in dem Hause. Und was der Herr Bolle ist — alle Achtung! — Immer bares Geld! Immer bar bezahlt. Ein feiner Mann, der Herr Bolle! — Der Herr Bolle würde gewiß auch zurecht zur Wüste. Ach, was hatte der für ein Herz! Ein goldenes Herz hatte der Bolle.“

„So halten Sie doch endlich 's Maul!“ jagte Meccerino nervös und warf den Löffel nachlässig in den leeren Suppenteller, während er selbst sich gegen die Stuhllehne warf und sein zähes Weißbrot in zwei Stücke riß.

„Es sei ferne von mir, Sie zu belästigen,“ diente Cohn. „Sie werden heut' abend die Bekanntschaft vom Levison machen.“

„Von dem widerlichen Kerl, von dem Sie mir vorhin erzählten...“

„Der meinen Vater gebracht hat um sein ganzes Vermögen.“

„Das habe ich noch nicht recht begriffen,“ gähnte Meccerino.

Cohn wandte sich nach der Thür. „Jeremias, bring 's andre Essen!“

Der Kleine mit der Serviette trug einen farcierten Gänsehals herein, der vorzüglich zubereitet war. Jsidor zerlegte ihn, und jener servierte.

„Das ist doch ganz einfach,“ knüpfte Jsidor an.

„Sie haben gewiß wieder die Gedanken gehabt bei Ihrer heiligen Gäclic.“

Dieser an und für sich ganz harmlose Scherz hatte für die Spag einen verdächtigen Beigeschmack.

„Meinen Sie jemand Bestimmtes damit?“ fiel sie ihm sofort in die Rede.

„Wie heißt...“

„Ich meine —“ sie wurde rot.

Meccerino lachte.

„Sie meint irgend eine Chansonnette —“

Cohn hob erschrocken alle zehn gespreizten Finger. „Gott der Gerechte, ich weiß von gar nichts.“

„Da haben Sie's, Sie kleiner Bohrwurm. — Jsidor, fahren Sie fort im Kriminalroman von Ihrem Freunde.“

„Freund! Freund! Beileide nicht Freund!“

Das Entsetzen malte sich auf seinen Zügen.

„So erzählen Sie doch los!“ drängte die Spag.

Er wandte sich gegen sie.

„Mein Vater war ein armer Mann, als er kam über die polnische Grenze. Aber er war ein arbeitssamer Mann, und ein parlamer Mann war er auch. Hat er hier und da verdient, hat er gemacht ein Geschäft, hat er geparrt — hat er gehabt in einigen Jahren ein kleines Kapitalchen. Wie hat er's angelegt? Eine Schankwirtschaft hat er übernommen mit einigen Hypotheken von einem bankrotten Wirt. Der Levison hat ihm georgt 's Betriebskapital zu hohen Zinsen. Zuerst ging's gut. Nachher fingen die Leute an, den Schnaps zu trinken auf Borg. Hat er ihnen nicht mehr gegeben, sind sie nicht mehr gekommen — hat er ihnen gegeben, ist er los geworden den Schnaps gratis. Wie der Levison es hat gemerkt, hat er ihm getündigt 's Kapital. Hat er's nicht gehabt — war er pleite. Und der Levison hatte die Restauration.“

„Das ist ja empörend!“ rief die Spag voll Mitleid.

„Gräulein,“ sagte Cohn bitter und legte ihr ver-

traulich die Hand auf die Schulter, „wenn Sie erst kennen werden den Levison, werden Sie sich über nicht mehr wundern.“

„Da bleibe er ja im gewohnten Geleise, wenn er Ihnen hier gegenüber ein Konkurrenzhotel bauen will. Na, wenn Sie Geld brauchen, Jsidor, wenden Sie sich nur an das goldene Herz von Bolle, der ist Ihnen noch erkenntlich wegen der Dschim-Dschims.“

War's Aergir über Meccerinos Spott, war's die Wucht des Ingrimmes über Levison — Cohn stürzte plötzlich nach einer Ecke des Zimmers, um dort die Eintracht einer Fliegenklappe und eines Spundnapfes zu stören. Er ergriff den unheimlichen Krügel und fuhr damit über den Tisch und in der Luft herum, so daß sich ein wahrhaft wilder Regen der gefürchten Fliegen erhob, welche bisher in stiller Beschaulichkeit unser Mahl geteilt.

„Der Bolle hat den Levison auch im Magen!“ rief er aufgebracht. „Er hat bei ihm zur Miete gewohnt — Gott der Gerechte, so 'n stiller Mieter wie der Herr Bolle! Kein Kind, kein Hund, kein nächtlicher Unflug! Aber der Levison hat 'n schlamieri. Wo er konnte, hat er 'n schlamieri! Wegen der Myrjam nämlich,“ endete er mit vorgehaltener Hand.

„Weiß schon,“ machte Meccerino ablehnend.

„Durch Bolle?“

„Durch wen wohl sonst!“

„Die Myrjam hat den Bolle förmlich nachgestellt. Aber er hat sie nicht genommen. Da hat sie den Levison ausge schlagen und sich mit dem Joel getrotzt.“

„Weiß schon, weiß schon.“

„Gott — Sie wissen ja alles! Aber Sie wissen nicht, daß der Levison die Glasphara mit Füßen getreten hat, als sie noch ein hübsches Kind war. Wenn er zur Goldstein gekommen ist wegen der Myrjam und die Glasphara hat vor der Thüre gehalten — wenn sie hungrig war, hat sie gefauert und vor sich hingeharrt — da hat er ihr gegeben einen Fußtritt, weil's ihm nicht wert schien, ihr zu geben ein freundliches Wort, damit sie ihn aus dem Wege ging. Er hat ihr oft weh gethan. Blaue Flecken hat sie gehabt an Armen und Beinen. Meiner Mutter ist sie klagen gekommen; die hat's gefehnt mit eignen Augen.“

„Das nennt man in Berlin: er hat sich kurz gefaßt,“ spöttelte Meccerino.

„Schämen Sie sich! — So was!“ tabelte Spagchen.

„Jeremias, bringe den Kammsrüden! — Hören Sie weiter, was der Levison für 'n Mann ist.“

„Einen schönen Flügel soll' ich besorgen für die Frau Goldstein aus 'ner Erbschaft gegen fünf Prozent Provision. Was thut er? Kaufft 'n unter der Hand vor der Auktion mir vor der Nase weg und bietet ihn der Goldstein sehr constant ohne Provision an. Sie dachte, es wäre wegen der Myrjam, und hat 'n übernommen. Und 's ehrliche Geschäft? — Zuschlag hat er genommen mehr als zehn Prozent. Nachher, als sie dahintergekommen ist, hat sie gesagt: „Lieber hätt' ich gekauft den Flügel mit fünf Prozent Provision vom Jsidor Cohn; wär' ich billiger dazu gekommen.“

Er ergriff heftig die Fliegenklappe. Klatsch, klatsch, klatsch, fünf Fliegen mit jedem Male.

„Und ist die Unternehmung mit dem Hotel etwa schön? Hat er's nötig? Wirft ihm 's Bankgeschäft in Breslau nicht genug ab? Muß er auch mich bringen um meinen Verdienst? Ein Hotel da drüben zu bauen mit Berliner Komfort, daß die Leute kommen zu ihm und nicht mehr zu mir... heißt mich ruinieren.“ — Er pustete erregt vor sich hin.

„Aber: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wenn ihm 's Auge aufgehen wird, wird er meiner gedenken! Heute — was glauben Sie wohl — heute vermietet er Fensterplätze für dreißig Pfennig den Stahl.“

„Et gar!“ rief die Spag mit großen Augen.

„Und worüber sollen ihm denn die Augen aufgehen, Herr Cohn?“

„Na, — das ist meine Sache. Sie werden ihm schon aufgehen; auf meine Ehre, sie werden ihm aufgehen! — Und 's Hotel mit 'm Berliner Komfort wird ihm vor der Nase taugen wie 'ne Fliege über 'n Abgrund.“

Endlich fand ich Gelegenheit zu einer Frage.

„Sagten Sie nicht bei unserer Ankunft, daß Sie

alle Plätze vermietet hätten, Herr Cohn? Wie kommt Herr Levison zu...“

„Hat er doch das Haus gegenüber der Konzert- halle!“ schrie er mir mit einer Inbignation ins Gesicht, als ob ich jenen zu der Schandthat des Hausbesitzes angeflist hätte. „Er vermietet die Fensterplätze von seinem leeren Hause —“

„Das leere Haus wird immer interessanter,“ fiel die Spag ein.

„Was hat er für ein Recht dazu? Hat er bezahlt für die Musik über die Straße? Nichts bezahlt hat er. Dabei entriert er noch 'n Geschäft mit Butterbrotten, die er verkauft an seine Zuhörer. Aber ich will ihm 's Geschäft verfallen!“

„Nennieren Sie doch nicht so!“ suchte Meccerino den Erregten zu besänftigen.

„So wahr ich heiße Jsidor Cohn, —“ er legte die gespreizten fünf Finger seiner Rechten auf die Brust — „ich will's ihm verfallen!“

Meccerino lächelte blasfirt; jener bemerkte es.

„Sie wollen's nicht glauben? — Sie sollen's sehen!“

„Wie denn?“ fragte die Spag.

„Soll ich die Karten aus der Hand geben?“ fragte er zurück. Dann griff er zur Weinflasche.

„Bitte, meine Damen, trinken Sie aus! Willibald, Ihr Glas! Ich hab' 'n selber abgezogen.“

„Dann ist er sicherlich gemanscht,“ verriet Meccerino.

„Gemanscht, gemanscht? Was werd' ich 'nem berühmten Sänger vorlegen gemanschten Ungar!“

Er wurde durch Jeremias unterbrochen, der mit fliegender Serviette ins Zimmer fuhr und schrie:

„Die Glasphara ist draußen!“

Cohn schnellte empor und wollte aus dem Zimmer stürzen, befaß sich aber eines Bessern und setzte sich wieder.

Meccerino, der eben sein Weinglas an die Lippen hob, stellte es energisch auf den Tisch zurück.

„Donner und Doria! Die muß 'reinkommen!“

„Sie will Sie sprechen,“ winkte der Halb- erwachsene.

„Nicht?“ Meccerino setzte erkannt den Finger auf die Bismarckseite.

„Sie will Sie allein sprechen,“ fügte Jeremias mit einem Seitenblick auf uns hinzu. „Sie sagt, sie geniert sich vor so vielen Leuten.“

„Ja, sie ist ein bißchen schüchtern,“ bestätigte Jsidor rasch.

Meccerino war emporgesprungen. Er sprang zum Spiegel, zog an der Strawatte, drehte den Schnurr- bart und wollte hinausgehen.

Aber er hatte die Rechnung ohne das Spaglein gemacht. Als er die Thür erreichte, stand sie schon wie der flammende Engel des Paradieses davor und deckte die Klinke mit dem Rücken.

„Hier gelieben!“

„Was soll denn das, Spagchen!“ Er wollte sie zur Seite schieben. Aber als er sie berührte, zuckte sie auf wie eine Pantherfelle. Ihre Augen sprühten Funken der Eiferfucht.

„Meinen Schritt weiter!“

„Na, na! Wenn mich einer sprechen will!“

„Eine — e — e — ist aber nicht einer — r — r — r, daß Sie's nur wissen!“

„So gehen Sie doch weg!“ Er wurde ungeduldig.

„Meinen Kopf drauf, Meccerino, ich lasse Sie heut' abend mit dem Accompagnement sitzen, wenn Sie hier Liebesaffären anzustellen oder ansprechen.“

„Nun wird's Tag!“

„So etwas schickt sich nicht für Sie!“

„Lieber sein Gesicht zude der Mutwilke, sich mit ihr zu necken.“

„Ach was! Für mich schickt sich alles.“

„Gut.“ — Sie ließ die Klinke fahren. „So gehen Sie! — Gehen Sie nur! — Was gehen Sie nicht? — Herr Cohn, einen Wagen für mich! Ich will mit dem nächsten Zuge nach Breslau zurück!“

„Gott du Gerechter!“ entfuhr es Cohn. „Der Zug geht er: in zwei Stunden... Aber Sie wollen doch nicht fahren vor dem Konzert?“

Meccerinos Hand war von der Klinke gesunken. Er stand total verblüfft. Bis her hatte er die kleine Spag nur als ein harmloses Vögchen gefannt, und jetzt zeigte sie auf einmal Geiertrallen! Da hieß es, sich in acht nehmen! Draußen die tosen- spendende Schönheit war ja recht verlockend. Aber

mit seinem erprobten, netten, kleinen Accompagnateur konnte er's unmöglich verderben. Er war so eingeklungen mit ihr, er brandete nie etwas zu proben, sie gebordete ihm und seiner Stimme, wie ein gutes Schulpferd seinem Reiter. Und sie war jetzt wirklich im Hande und reiste ab! Man sah's ihr an — sie war zu allem entschlossen, zur Fahnenflüchtigkeit in jeder Gestalt.

„Gehen Sie nur, gehen Sie nur!“ rief sie abermals spitz und heftig. „Herr Cohn, einen Wagen will ich!“

„Gott der Gerechte, es ist ja noch Zeit!“ — Er glitt dicht an Meccerino heran und stützte vorsichtig; „Herr Meccerino, soll ich nicht lieber die Glassphära fortwickeln?“

Es giebt Webermänner, welche in Momenten wie dieser ein gedämpfetes Verharmeln durchaus verschmähen. Hierzu gehörte Meccerino. Was hatte der Cohn wie auf der Bühne ‚besiegt‘ zu sprechen? Er selber brauchte das nicht, wenn er nicht wollte. Mochte doch Spätschen hören, was er sagte. Mit voll erhobener Stimme schrie er demgemäß Cohn ins Gesicht:

„Ich fertige meine Klienten nicht ab wie 'n Zahnarzt, der ziehmüde ist. — Sie können ja gar nicht wissen, was die junge Dame eigentlich von mir will!“ Ein spitzer Seitenblick auf Spätschen: „Lieber tot als unehelich! Wer ein edler Ritter ist, läßt seine Dame sitzen!“

Spätschen erwiderte diesen Ausdruck mit einem Schmeigen, das durch den berehenden Blick, der es begleitete, fürchterlich wurde. Ein Zungenbengel, der einen Verlorenen anklagt, ist nichts dagegen.

Meccerino hielt fromm, frei und fröhlich diesen Blick aus. Cohn indessen fühlte sich einer eintretenden Erwidrerung bedürftig.

„Nu,“ wendete er sich besänftigend zu ihr, „der Meccerino ist doch 'n soldier Mann!“

„Was nennen Sie denn eigentlich soldier?“ fiel Spätschen kampflustig ein. „Von zwanzig denken immer zehn, daß er sie aufs Heiraten hin hosiert! Jawohl, Meccerino, seien Sie ganz still! — Und das nennen Sie soldier, Herr Cohn? Ich verstehe unter ‚soldier‘ ganz etwas andres.“

„Bitte, setzen Sie das doch rasch auseinander,“ sagte Meccerino, unbesorgt, ob seine Dame draußen auf den ersehnten Ritter wartete.

„Daß man's mit einer hält!“

„Wenn aber doch so viele nett sind —“

„Machen Sie rasch!“ drängte Cohn. „Die Glassphära darf nicht so lange von zu Hause fort. Die Goldstein paßt auf die Minute. Sie wird gehalten wie in 'nem Käfig, bis der Levison wird mit seiner goldenen Hand den schönen Vogel —“

„So bestellen Sie doch das Anspannen!“ trieb Spätschen und gab die Thür frei.

„So was Dummes!“ brummte Meccerino. „Als Zugenwächter hab' ich Sie wahrhaftig nicht mitgenommen. Wenn Sie aber mal so sind, na, dann lassen Sie nur die Dame ‚reinkommen, Fibor.“

Auf dieses Stichwort hin riß Jeremias die Thüre auf und winkte wild mit der Serviette.

„Kommen Sie ‚rein! kommen Sie ‚rein!“ schrie er. „Der Herr Meccerino will's haben!“

VI.

Wir stoben auseinander und ließen Meccerino im Zentrum des Zimmers allein zurück. Ich suchte in der Fensterische eine bescheidene Zuflucht, und Spätschen nistete sich mit ihrer zähen Giferlucht im ausgefessenen Polster des braunen Familiensofas ein, mit dessen Farbenton sie förmlich zusammenfloß. Nur ihre Augen glühten mitternachts: zwei bewegliche Funken.

Cohn eilte noch zu Meccerino und zischelte ihm ins Ohr:

„Sie ist ein bißchen ängstlich.“

„Das sagten Sie schon vorher,“ versetzte jener.

„Ich bin nicht schwachsinzig.“

„Ich meine nur . . . Damit Sie ihr tüchtig zu reden . . . Jedes Pferd braucht mal 'nen Sporn . . .“

Die Spaz hörte die Bemerkung so gut wie ich. Sie zuckte auf, als ob sie etwas Persönliches darauf erwidern wolle, schwieg aber und sank wieder in sich zusammen, denn schon kam Glassphära.

Mit der Haß der Befangenheit eilte sie ins Zimmer. Sie lösten einen Mangel an Selbstvertrauen und Weltersahrung durch die Raschheit

ihrer Bewegungen und eine nicht ganz wahre innere Entschlossenheit decken zu wollen.

Mit unsicherem Blicke prüfte sie ihre Umgebung. Sie bemerkte uns und nahm uns notgedrungen mit in den Kauf. In dem Gruß gegen Cohn tauchte unwillkürlich eine gewisse Vertraulichkeit auf, um sogleich wieder zu verschwinden.

Nun hob sie ihre Augen zu Meccerino.

Der stand vor ihr, den rechten Fuß vorgelegt, die linke Hand in der Hosentasche, die rechte am Schnurrbart; halb verlegen, halb überlegen lächelnd, ein Gemisch von Liebeshörigkeit, Größenwahn und Selbstgefälligkeit. Seine Augen blickten dreist vertraulich, während er sie bewillkommend grüßte.

„Es ist wohl sehr unbedeuten von mir,“ — begann sie überflüßt und frockte.

„O bitte. Solche Unbedeutenheit läßt man sich schon gefallen.“

„Ich wollte Ihnen schon auf dem Bahnhofe meine Bitte aussprechen —“

„So, Sie haben eine Bitte?“

Also deshalb die Rosen! Sie hatte seine Aufmerksamkeit erregen wollen.

„Aber es waren zu viele Menschen um uns herum —“

„Also sind Sie wirklich ängstlich?“ Er lächelte ironisch.

Sie errödete leicht.

„Soll ich etwa ‚rausgehen?“ fragte Cohn plötzlich mit so freundlicher Jubringlichkeit, daß er ihr die Antwort förmlich in den Mund legte.

„Lieber Herr Cohn, Sie genieren durchaus nicht.“

Dabei sandte sie ihm einen Blick, wie man ihn nur einem nahen Freunde oder einem Vertrauensmann spendet.

Er redete sich und schlich dann zu mir in die Fensterische. „Man sieht's ihr wirklich nicht an,“ zischelte er mir zu, „wie sie so dastet, daß die Goldstein sie schlägt.“

Ich machte eine Bewegung des Entsetzens.

„Auf mein Ehrenwort,“ sie schlägt sie, wenn sie immer wieder sich sträubt, den Levison zu nehmen.“

„Wie gesagt, — ich hab' eine Bitte,“ wiederholte Glassphära.

„Und die wäre?“

„Sie betrifft mich selber.“

„Nur Courage!“

„Herr Cohn riet mir, Sie um Ihr Urteil zu bitten . . .“

„Nur zu!“

Die Spaz, welche mit einer gewissen Unheimlichkeit in ihrer Sotafacte nistete, verfolgte mit Schlängelnblicken Mienenpiel und Wortwechsel der beiden.

„Sie sind ein so großer Künstler, reich an Erfolgen und Ruhm, daß Herr Cohn mir sagte, Sie wären die geeignete Autorität für meine Zweifel und Bedenken —“ Das Organ der Bedenken war Gesang. Es schmeichelte sich süß, weich und schlüßtern ins Ohr hinein, wie ein gedämpfetes Liebeslied, das aus keuscher Vorkommenheit verzerrt, ehe es in vollem Jubel aus der Brust bricht. „Wenn einer — meinte Herr Cohn, — so könnten Sie mir sagen, ob es mir gelingen dürfte, eine Künstlerin zu werden, die — die —“

Sie frockte wieder und schien den Faden des offenbar wohlüberlegten, wenn nicht gar einstudierten Satzes verloren zu haben.

„Die reußert!“ schrie Cohn laut.

Meccerinos Nase war gestiegen. Er hatte den rechten Fuß zurückgezogen und seiner Haltung dadurch größere Würde verliehen. Sein Selbstgefühl begann sich zu blähen.

„Fräulein,“ sagte er, und durch seine Stimme zog's wie ein Hauch antiker Weisheit, „wer kann das vorher wissen? So etwas wird keinem an der Wiege gesungen.“

„Aus der Wiege ist sie schon lange 'raus!“ rief Cohn. „Und daß sie reüssieren wird, dazu brauchen Sie sie nur anzusehen und zu hören.“

Meccerino hob die Hand wieder zum Schnurrbart, dem er einige Minuten Ruhe gegönnt hatte.

„So so,“ machte er und fixierte sie aufmerksam.

Glassphära seufzte unwillig und errödete.

„Meine Zukunft hängt von Ihrem Urteil ab,“

sagte sie kurz, „denn wenn ich aussichtslos dahinsiehe,“

konnte mich nichts —“

Cohn unterbrach sie mit bemerkbarer Abfichtlichkeit.

„Sie werden schon was erreichen,“ schrie er eifrig. „Aber ein bißchen Mut und Selbstvertrauen gehört schließlich zu allem, was man riskiert.“

„Geben Sie denn Stimme?“ fragte Meccerino gedehnt.

„Natürlich hat sie Stimme!“ fuhr Cohn wieder los. „Und was hat sie für eine Stimme! Sie sollen Sie bloß hören!“

Ein Amprefario hätte sich nicht feuriger für einen neuen Stern in die Schranken werfen können als dieser Cohn für diese Glassphära. Warum? Was trieb ihn, sie zu lancieren? Die Kunstbegeisterung? Nein, hier mußten andre Triebfedern spielen.

„Wenn ich Ihre Stimme beurteilen soll,“ sagte Meccerino kühl, „so müssen Sie mir unbedingt etwas singen.“

„Hier?“ warf sie hin.

„Natürlich, hier!“ rief Cohn.

„Aber hier ist kein Instrument,“ bemerkte Glassphära.

„Einen Edelstein erkennt man auch ohne —“

Meccerino ließ sein Gleichnis im Stich.

„Luzi,“ fiel Cohn ein.

„Nein, Pianino wollte ich sagen. Kurz und gut, singen Sie nur ohne Pianino.“

Einen Moment schaute Glassphära zu Boden, als schäme sie sich, ihre Stimme unteren Ohren preiszugeben. Dann sang sie ein polnisches Liebeslied. Wer kann beschreiben, wie sie sang! Eine Stimme, die Thronen weckt. Ich hatte eine solche Stimme noch nie gehört.

„Sie haben ein Kapital in der Kehle!“ rief Meccerino, noch ehe sie geendet hatte. Sofort brach sie ab.

„Was hab' ich gesagt?“ pokaunte Cohn und eilte zu den beiden. „Hab' ich nicht gesagt, daß Sie das Vermögen vom Levison zweimal in der Kehle haben? Hab' ich nicht gesagt, daß Sie nicht brauchen den Levison, um zu haben die Millionen?“

„Aber Sie müssen noch studieren,“ mahnte Meccerino.

„O, wie will ich lernen, wenn ich etwas erreichen kann!“

„Wo wollen Sie studieren? Bei der Marchesi in Wien oder auf der Berliner Hochschule . . .“

Glassphära errödete flammend wie der Morgenhimmel, wenn die Sonne steigt.

„In Warschau,“ versetzte sie kurz.

Sogleich kam ihr Cohn zu Hilfe.

„Sie hat da nämlich Ansdruh . . .“ Er dehnte das letzte Wort in einer Verlegenheit, die Argwohn erregen konnte.

„Ansdruh?“ Meccerino maß sie vom Scheitel bis zur Sohle. „Warum wollen Sie eigentlich zur Bühne? Heilen Sie denn das nötig?“

„Sie ist 'n feinen Knechtig,“ nahm Cohn ihr die Antwort vom Munde weg, „und der Verwandtschaft am Ventel zu hängen, ist nicht lebermanns Sache. Am besten schmeckt immer das Brot, das man sich selber bäckt.“

„Ich denke,“ wandte Meccerino ein, „Sie können eine reiche Heirat machen? Fibor sagte uns doch . . . Sie mit Ihrem hübschen Gesicht . . .“ Er wog bedenklich den Kopf und spielte sich auf den Bäterlichen hinaus. „Fräulein, lassen Sie sich sagen, ein warmes Nest, gleichviel wer's gebaut hat, ist immer besser als ein goldener Trug auf den Brettern.“

Fibor schien plötzlich Krämpfe zu kriegen. Er sprang auf und gestikulirte lebhaft.

„Was machen Sie für Geschichten!“ rief er aufgebracht. „Was nehmen Sie ihr wieder den Mut, den ich ihr eingebläht habe zu ihrem Besten! Wenn Sie würden kennen den Levison, würden Sie sagen —“

Glassphära war bleich geworden, so bleich wie die gerändete Wand. Und nun lobte es in ihrem Antlitz auf. Es war eine wilde Flamme, in der viele Leidenschaften sich begegneten.

„Ich lasse mich nicht verkaufen,“ sagte sie trotzig, „eher würde ich untergehen.“

„Das ist 'n bißchen kühl,“ rief Meccerino durch die Zähne und fixierte sie scharf.

Als sie seinen Gesichtsausdruck begriff, erschlüßte sie bis unter die dunkeln Stirnlocken. Sie that mir



Die Kriegshunde in der preussischen Armee: Kriegshund und Führer schmerzlos.

leid. Ihre Mundwinkel zuckten wie im Schmerz einer empfangenen Demütigung und kränkelten sich endlich in bitterm Spott, während sie einen Seitenblick un-

Glück auf den Weg, Fräulein." Jetzt war er wieder obenauf. Leutjelig reichte er der Spröden die beringte Rechte. „Und nachträglich Dank für Ihre Noten —“

„Da bedanken Sie sich beim Fidor,“ verteilte sie raskh, ohne seine Hand anzunehmen. „Wenn der nicht meiner Tante gesagt hätte...“

„Gott du Gerechter, was machen Sie für Gesichtchen!“ rief Fidor entsetzt. „Sie fallen ja ganz aus der Rolle!“

„Herr Meccerino soll nicht denken, die Noten wären von mir.“ Sie neigte sich flüchtig gegen die Spak und mich und wandte sich zum Gehen. „Herr Cohn, bitte, auf ein Wort.“

Cohn schob hinter ihr zur Thür hinaus.

„Die weiß, was sie will,“ lachte Meccerino mit halber Stimme. „Kriegslich soll die sein? sagt Cohn. Den Teufel hat sie im Leibe! Aus so einer wird was!“

Gedankenvoll ging er einige Male im Kreise herum.

VII.

Staub zehn Minuten waren vergangen, seit Glasophyra und Cohn verschwunden waren, als die

Thür zu dem Speisezimmer heftig aufgerissen wurde.

„Ist der Herr Cohn zu sprechen?“



Die Kriegshunde in der preussischen Armee: Vorkommen zutragen.

Meccerino und Späpöchen, die sich gerade wieder katzbalagten, fanden im ersten Schreck nicht gleich Worte zur Auskunft.

„Er ist hinausgegangen,“ erwiderte ich daher der mittelgroßen, starken Frau, die ins Zimmer getreten war, als ob dieser Mann mit allem, was drum und dran hing, ihr gehöre. Ihr Organ war scharf und durchdringend. Die Nase, stark gebogen, ragte schnabelähnlich aus dem Gesicht. Die Mundwinkel lagen geknickt, wie bei eigenmächtigen Menschen, die im häuslichen Kerger Krieg für ein bewegtes



Die Kriegshunde in der preussischen Armee: Instruktion der Hundeführer auf dem Marsche zu einer Uebung.

endlicher Betrachtung auf ihn schoß.

Dieser Blick hob ihn aus dem Gleichgewicht.

Er räusperte sich und suchte nach irgend einer Bemerkung, die ihn wieder in den Sattel hob.

„Wenn Sie irgend welche Empfehlungen brauchen, ...“ begann er unsicher.

„Sie hat jemand, der sie berät,“ bedormundete Cohn zugleich seine Schutzbefohlene.

„Nun, dann



Die Kriegshunde in der preussischen Armee: Tod verkellen.



Die Kriegshunde in der preussischen Armee: Verwundet verwiesen.

Leben finden. Zwischen den Bronzen lagerte die Falte der Mißgunst.

Au der fornbuntenblauen Sammettaile, welche ihren Abschluß in einer dicken Halsröhre aus Spitzen fand, erkannte ich — Frau Goldstein. Sie hatte eine so blühende Gesichtsfarbe und atmete so heftig, daß man denken konnte, die Halsröhre würge sie und herdränge nach Luft.

„Königin von Kempen“ hatte Wolle sie genannt. Das fiel mir ein, als ich auf ihrem Hut einen kronenartigen Aufpus von Filzern und Jett schillern sah.

„Wo ist der Fidor? — Auf dem Hof?“ Sie sah keinen von uns besonders an; sie fragte in die tabaksduftige Zimmerluft hinein.

„Ich weiß nicht,“ antwortete ich höflich.

(Fortsetzung folgt)



Aus dem alten Hellas. Nach dem Gemälde von H. Semiradzki.

Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl, München.

Die Kriegshunde in der preussischen Armee.

(Einer aus die Abbildungen Seite 55.)

Seit dem Jahre 1888 sind die Kriegshunde bei fast allen preussischen Jägerbataillonen eingeführt, und es werden dazu kurzhaarige deutsche Borstehunde, Pudeln und Schäferhunde verwendet. Jede Compagnie besitzt meistens zwei solcher Hunde, mit je einem Führer, welche unter dem Befehl eines Oberjägers stehen, während das Kommando über alle ein Lieutenant führt.

Der Hund muß sich unacht gewöhnen, an der Leine zu gehen und in der Stuhlbrennappell, das heißt Gehörten zu lernen; alsdann geht es an das Apportieren von einem Apportierbock und auf Kommando Vort geben, das heißt bellen, fernere „down machen“ (sich niederlegen) und ablegen auf einen Gegenstand, das heißt, der Hund muß bei irgend einem beliebigen Gegenstand so lange verbleiben, bis der Führer, welcher sich inzwischen entfernt hatte, wieder zurückkehrt. Letzter und öfter wird der Hund mit ausgeführt und lernt „verloren suchen“, indem der Führer sichtbar eine Metallkugel zur Erde fallen läßt und vielleicht dreißig bis vierzig Meter den Hund weiter mitnimmt, welcher nun zurückkehren muß, um das Verlorene herbeizubringen.

Dieses bildet den Anfangsgrund zum „Wendung überbringen“ und damit die erste ernsthafte Aufgabe für den Kriegshund. Für diesen Zweck kann man einen alten Hund vorzuziehen, und der jüngere folgt unmittelbar nach, am besten in der Weise, daß er seinem Führer durch einen andern Führer abgenommen und von diesem zum ersten wieder zurückgeführt wird. Durch das Zusammenarbeiten des alten mit dem jungen Hunde bringt man diesen die Patrone des alten bei.

Gleichzeitig stellt der Führer eine Meldeart in eine kleine lebende Falle, welche der Hund am Halsband trägt, und der zweite Führer nimmt bei dem Eintreffen des Tieres diese Falle heraus, eine Manipulation, welche dem Hundeverstand außerordentlich schnell einleuchtet.

Ganz ähnlich vollzieht sich die nächste Aufgabe: Patronen jagen. Sobald ein Geleitz beginnt, klebt der Führer mit seinem Hunde beim Patronenwagen, und der Hund wird mit 150 Patronen beladen, welche er in einer doppelten Sattelkiste trägt, 75 Stüd auf jeder Seite. Mit diesem Vorrat läßt er die Schützenlinie zu erreichen, um nach Abgabe der Patronen sofort zu dem Führer zurückzukehren und aufs neue beladen zu werden. Es ist zu bemerken, daß der Hund bei dem Anstehen der Schützenlinie leicht auf einen fremden Truppenteil stehen kann, und hierbei stellt sich die merkwürdige Thatsache heraus, daß der mit Munition beladene Kriegshund sich die Patronen niemals von andern Mannschaften als denjenigen seiner Compagnie, beziehungsweise seines Bataillons abnehmen läßt. Die Hunde kennen also ganz genau den Truppenteil, dem sie angehören.

In hohem Grade interessant ist das Auffuchen, Verfolgen und Verweisen von verstreuten Vetter, welche entweder verwundet oder gefallen sind und in einer Schenke, in Getreidefeldern oder dergleichen liegen. Ist es dem Hunde gelungen, einen derartigen Mann aufzufinden, so nimmt er bei ihm Aufstellung und beginnt anhaltend zu bellen, in der Erwartung, daß sein Führer oder irgend ein anderer Mann hierdurch herbeigeführt werde. Obst diese Erwartung nicht in Erfüllung, so ist der Hund befugt, sich irgend eines Gegenstandes, zum Beispiel der Mütze des Gefallenen, zu bemächtigen, um mit dieser in Manu seinen Führer aufzufinden und zurückzuführen. Ebenso giebt ein Verwundeter die Mütze oder dergleichen dem Hunde, welcher damit in derselben Weise verfährt. (Verweisen.)

Kaiser Wilhelm hatte bekanntlich die Absicht, im Sommer 1895 drei Kriegshunde des Gardejägerbataillons in Potsdam dem Sultan in Konstantinopel vorzuführen zu lassen. Ein Oberjäger und zwei Führer traten die weite Reise nach dem goldenen Horn wohlgerüstet und guter Dinge an, denn ihre Aufgabe war eine ebenso ehrenhafte als nach jeder Richtung hin interessante. Anders aber dachte „Franz“, der beste Kriegshund der Gardejäger, der mit von der Partie war. Er geriet die Sprossen seines Reiters und sprang in der Gegend von Guben aus dem Bogen des Eisenbahn-

juges. Schöfer griffen ihn bald auf, und statt nach Konstantinopel wurde „Franz“ nach Potsdam zurückbefördert, woselbst er heute noch dem Bataillon angehört.

Der Lieutenant im Gardejägerbataillon zu Potsdam, Graf von Bersonder-Solms, hat seit vier Jahren die Oberleitung und Ausbildung der Kriegshunde des betreffenden Bataillons, und diesen wurde auf der im Jahre 1895 zu Dresden veranstalteten Hunde-Ausstellung der erste jährliche und der erste preussische Preis zugesprochen. Die diesen Preis bezeugenden Abbildungen nach photographischen Aufnahmen — mit besonderer Genehmigung des Bataillonkommandeurs, Freiherrn von Mettenberg, gemacht — bringen Führer und Kriegshunde der Gardejäger in der Ausübung verschiedener Aufgaben zur Anschauung. Leo Gollstämpf.



Die besten Kriegshunde des Gardejägerbataillons.

Anna Schepeler-Lette 7.

Eine der ehrenwertesten und verdienstvollsten deutschen Frauen ist am 17. September in Berlin aus dem Leben geschieden. Frau Anna Schepeler-Lette, die langjährige Vorsitzende und Mitbegründerin des so gegenwärtig wirkenden Lette-Vereins, verstarb im Alter von 67 Jahren plötzlich am Herzschlage. Man darf wohl sagen, daß die Heimgegangene eine der erfolgreichsten Vorkämpferinnen für die intellektuellen und materiellen Interessen der Frauen gewesen ist. Erst am 23. April vorigen Jahres konnte die von ihnen zahlreichen Schülerinnen und Mitarbeiterinnen hochverehrte Frau das Jubiläum ihrer fünfundsiebenzigjährigen Thätigkeit als Vorsitzende des Vereins begehen, dem sie mit treuer Hingebung und großen Erfolge ihre Kräfte gewidmet hat.

Der Lette-Verein wurde auf Anregung des Vaters der Dahingegangenen, Wilhelm Adolf Lette, gegründet, eines Mannes, der durch seine bahnbrechenden Arbeiten über



Anna Schepeler-Lette.

Landeskultur, durch Begründung gemeinsamer Vereine und durch sein bedeutendes parlamentarisches Wirken sich hohes Ansehen erlangt und 1845 als Präsident an die Spitze des für Preußen neuerrichteten Revisionskollegiums für Landeskulturfragen trat. Unter dem Namen eines „Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“ gegründet, entwickelte sich der Verein aus bescheidenem Anfang zur höchsten Blüte, die er in erster Linie der Thätigkeit und Hingebung der jetzt Heimgegangenen verdankt. Der Lette-Verein hat als Mutter zur Gründung vieler anderer Frauenerwerbsvereine im Inlande und Auslande geholfen und unzählige junge Mädchen zu selbständigen und energischen Bürgerinnen herangebildet. Er besitzt gegenwärtig eine Handels-, Gewerbe-, Zeichen- und Modellschule, eine photographische Lehranstalt, eine Zeichenschule, ein Kunsthandwerk-Atelier, ein Arbeits- und Stellenvermittlungsbureau und viele andre gemeinsinnige Einrichtungen.

Die Verstorbenen hat sich in ihren Bestrebungen stets der warmen Teilnahme und Unterstützung der Kaiserin Friedrich erfreut, die bekanntlich auch Protectorin des Lette-Vereins ist. May das Andenken der edeln Frau in ihren Berlin und der dankbaren Erinnerung ihrer Schülerinnen dauernd fortleben.

Die Erschwerung des Frauenstudiums. *)

von Richard Wulskow (Darmstadt).

Der diesjährige Preßler Frauenkongreß scheint seinen äußeren Erfolge nach nicht allzu glänzend abgesehen zu haben. Auch die bedeutendsten Zeitungen brachten nur

kurze und uninteressante Notizen, und selbst die Preßler Presse hand dem Kongreß völlig gleichgültig gegenüber, aus allen Berichten geht aber mit voller Klarheit hervor, daß der Einbruch und Erfolg des vorjährigen Kongresses in Berlin viel bedeutender und mächtiger war. Frau Minna Cauer, die kluge und einflussreiche Vorkämpferin der Frauenbewegung, zieht in der von ihr herausgegebenen „Frauenbewegung“ eine interessante Parallele, in der sie die gewaltige Proliferation der deutschen Frauen an dem Berliner Kongreß dem auffallenden Mangel an Interesse bei den Belgierinnen und Preßlerinnen, die Berliner Begeisterung der fähigen Ruhe der belgischen Hauptstadt, die ge-

fällten großen Berliner Versammlungsräume dem halbgefüllten Preßler Saal gegenüberstellt, „der vielleicht überhaupt nur fünfshundert Personen hätte fassen können...“

Ob die geringe Beteiligung an dem Preßler Kongreß auf Zufälligkeiten beruht oder tiefer innere Ursachen hat, wird sich vorerhand nicht so leicht feststellen lassen; jedoch erscheint es nicht unmöglich, daß der geringe Eifer, die Mäxte und Bitterkeit gegen die Männer, die sich auf den Frauenkongressen bisher fast immer gezeigt und die ruhige Diskussion getrübt haben, bereits ihre schlimmen Folgen gezeigt haben. Als im Sommer vorigen Jahres die matten Resultate des Reichstags bezüglich der rechtlichen Stellung der Frauen in dem Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuches bei den denkenden und urteilenden Frauen lebhaften Unwillen hervorriefen, weil die vermögensrechtlichen Selbständigkeit der Frauen dadurch aufs neue beschränkt schien, da war es begreiflich und natürlich, daß die Berliner Frauen sich zu einem feierlichen Protest gegen die ihnen zugetragene gesetzgeberische Anmaßung an gleichdenkenden Genossen zusammenschloßen und nach eingehender und erregter Diskussion eine Resolution einstimmig annahmen, in der die einzelnen Punkte, welche die Ungleichheit der beiden Geschlechter am schärfsten bezeugten, klar und scharf hervorgehoben wurden.

So weit war alles richtig und verständlich, und es war auch voranzusehen, daß temperamentvolle Naturen im Eifer der lebendigen Rede nicht gar leicht jedes Wort abwägen würden. Es muß aber doch gesagt werden, daß einzelne Rednerinnen das Maß des Erlaubten durchaus überschritten und an Schärfe und Erbitterung gegen Parteien und Personen so viel angewendet haben, daß der überzeugte wohlwollende Freund der rechtlichen Selbständigkeit der Frauen gegen diese Raschlosigkeit Verwahrung einlegen mußte. Wenn der frauenfreundliche Abgeordnete Kiderit diese scharfen und offenen Worte mit der Summe von Unmut entzündigte, die sich allmählich in den Herzen der vorwärts strebenden Frauen angesammelt hat und sich nun gewaltig Luft machen muß, so wollen wir nicht darüber mit ihm rechten; er vertritt aber, daß solche Bitterkeiten und Uebertreibungen, wie sie von einzelnen jüngeren Rednerinnen bezeugt werden, einen schlimmen Stachel zurückschleifen und, was hier für uns die Hauptsache ist, der ganzen Frauenbewegung und den völlig berechtigten Forderungen derselben die ernstlichen Schwierigkeiten in den Weg legen müssen. Ich erinnere nur an die Worte einer juristisch gebildeten jungen Rednerin, die auch jetzt in Preßler ihr Licht hat leuchten lassen. Sie sagte: „Der neue Reichstag wird eine andre Postionomie zeigen, denn er wird unter dem Einfluß der Frauen gewählt werden. Eine junge Partei ist auf dem Kampffeld erschienen, und es wäre nicht das erste Mal, daß eine solche Partei moralische Verkommenheit und Formalismus hinwegfegt.“ Wenn im Augenblick der Erregung solche Redenontaden

*) Mit Freuden und, unter vielen Mitteln zu können, daß Herr Dr. Richard Wulskow, der bekannte geistvolle Schriftsteller, die brennende Frauenfrage in einer Reihe von Artikeln behandelt, die dem praktischen Gesichtspunkt wie dem idealen in gleicher Weise Rechnung tragen.

auch von der Majorität mit dem üblichen „fürwärtigen Beifall“ begrüßt werden, so ist das ironische Lächeln oder die skeptische Miene des bekannten Hörses dagegen klar in Anschlag zu bringen, denn sie bedeuten den schmerzhaften Erfolg, den eine solche Brandrede haben kann. Neuerdings befolgen die einbreitenden Damen die richtige Taktik, daß sie vor Eröffnung der Diskussion durch den Mund der Vorlesenden ernstlich und dringend um Maß und Ruhe bitten.

Der Ton des Triumphes und der Siegesgewißheit, durchsetzt mit bitteren Ausfällen gegen die bösen und verkommenen Männer, die sich von der absoluten Gleichberechtigung der Geschlechter noch immer nicht haben erfüllen lassen, hat doch dann nur Funz und Grund, wenn ein unerschütterlich festes Fundament für die Frauenbewegung im Volkswußtsein der weitesten Kreise ein für allemal gewonnen ist, wenn aber alle wesentlichen Ziele derselben unter allen Gegebenheiten ein Sinn und eine Meinung besitzen. Es wäre nun aber ein großes Verfehlen der Situation oder eine tröstliche Selbsttäuschung, wenn die Führerinnen an eine solche Uebereinstimmung in der gebildeten Welt bezüglich der von ihnen erstrebten Ziele ernstlich glauben könnten oder wenn sie gar meinen, daß sie durch lächerliche und scharfe rednerische Vorlesungen neuen Boden für ihre Bestrebungen finden könnten.

Die neuen Rechtsansichtungen über die Stellung der Frau im bürgerlichen Leben bringen sehr langsam in die Massen und bedürfen zu ihrer Verwirklichung unermüdeten, geduldig und langer Arbeit. Jeder Uebersetzer, jede Hält, die sprunghaft ihre Ziele erreichen will oder glaubt durch trostigen Angriff erzwingen zu können, was nur durch ruhige, überdauernde Uebersetzung gewonnen werden kann, ist gerade hier unerschütterlich schädlich. Es handelt sich bei der Frauenbewegung noch immer um die ruhige und sichere Befestigung des Fundaments, zu der wir in erster Linie die Erweiterung der Gewerkschaften der Frau zu rechnen haben.

Läge die Sache anders und wäre dies Fundament im Bewußtsein und Urteil der Gebildeten bereits gefestigt, so wäre die Ablehnung der bekannten Petition von Helene Lange und Marie Wellen um freie Zulassung der Frauen zum Besuch der Universitäten in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 24. Juni eine Unmöglichkeit gewesen! Die Bedeutung dieses parlamentarischen Ereignisses ist meines Wissens von den Zeitungen gar nicht erörtert worden, nur die Verhandlung selbst mußte für sich sprechen. Und diese Uthatsache ist beachtlich. Denn durch sie ist einflußreich die Ansicht bekräftigt, den wahrhaft unerträglichen Verhältnissen, die den akademischen Studium der Frauen in einem auf seine Kultur mit Recht stolzen Lande auf Schritt und Tritt drohen, endlich ein Ziel gesetzt zu sehen. Da man nicht annehmen darf, daß die Abgeordneten etwa aus Groll über die ihnen gelegentlich leitend der Frauenrechtlerinnen eingehenden „Hilfsarbeiten“ die genannte Petition durch Uebertragung zur Tagesordnung abgelehnt haben, so darf man bis auf weiteres annehmen, daß die Frauenfrage für die Majorität unserer Volksvertreter noch nicht Gegenstand ernstlichen Studiums geworden ist, wie sie es verdient. Die Debatte würde sonst nicht an der Oberfläche stehen geblieben sein, sondern die tiefere sittliche Bedeutung einer vertiefteren Beschäftigung der Frauen mit unermüdetem geistigen Leben dargelegt haben. Außer dem Abgeordneten Richter, der kurz und bündig die Zulassung der Frauen zum Studium forderte und die Befestigung eines Wettbewerbs wegen der geringen Zahl der Bewerberinnen als völlig überflüssig abmahnte, stand nicht ein Redner auf der Höhe der Situation, das heißt nicht einer wußte das notwendige „kräftige Wortlein“ für die Freigabe des Frauenstudiums auszusprechen, nicht einer die Ungeerdetheit hervorzuheben, die grell zu Tage tritt, wenn man die Willenskraft und Ausdauer von geistig leistungsfähigen Mädchen durch einfache Regation lahm legt. Wer in seiner amtlichen Thätigkeit diese Leistungsfähigkeit an einem großen Kreise erwachsener Mädchen kennen und würdigen gelernt hat, der wird jener Härte des Verfahrens nur mit ernten Bedauern gegenüber stehen. Die von der Berliner Universität zu Anfang des vorigen Sommersemesters erlassenen Bestimmungen für die Zulassung von Frauen zu den Universitätsstudien boten eine solche Häufung von Erschwernissen, daß den Frauen tatsächlich nichts anderes übrig blieb, als durch eine Petition an das Abgeordnetenhaus den entscheidenden Versuch zu machen, sich freie Bahn für ihre Bestrebungen zu schaffen. Er ist mißglückt, und niemand kann absehen, wann endlich unsern Töchtern der Zugang zu den Hörsälen ohne hochnotpeinliche Vorarbeiten frei und unbehindert offen stehen wird. Diesen erschwerenden Vorarbeiten legt jener Paragraph die Krone auf, durch welchen „nach Prüfung der Zeugnisse und Ausstellung des Erlaubnisbescheides durch den Herrn Rektor die Einwilligung der Professoren und Dozenten, deren Vorlesungen zu hören gewünscht wird, einzuholen ist“.

Man sollte doch meinen, daß die Einwilligung dieser Herren nach der Genehmigung der oberen Instanzen eine ganz selbstverständliche wäre. Was geschieht nun aber, wenn dieser oder jener von den Herren Dozenten die erbetene Erlaubnis verweigert, was bei der an der Berliner Universität noch immer vorherrschenden Stimmung, die eine starke Stütze an dem nun abgetreteten Rektor Professor Brummer fand, immerhin sehr wahrscheinlich ist? Hat doch selbst ein so hochstehender Gelehrter wie Hermann Grimm keine Kollegien den Damen ohne weiteres verschlossen, obwohl

gerade seine Gegenstände (literarische und kunsthistorische) ihnen interessant sein müßten! In die Zulassung zu den Vorlesungen in das Belieben der Dozenten gestellt, dann ist die ganze Verfügung des Herrn Ministers thatsächlich illusorisch. Nicht mit Unrecht hat der Abgeordnete Richter in jener Sitzung vom 24. Juni es für wünschenswert erklärt, die Namen derjenigen Professoren zu veröffentlichen, die den Damen den Zutritt zu den Vorlesungen verweigern.

Auf dem vorjährigen Kongress der Evangelisch-Sozialen in Stuttgart erhaltete der damalige Rektor der Universität, Herr Professor Adolf Wagner, Bericht über seine mit den Hörerinnen gemachten eifrentlichen Erfahrungen. Er betonte, daß irgend welche formellen oder materiellen Hindernisse sich seit der Teilnahme der Damen an den Vorlesungen in keiner Weise gezeigt hätten, „der Ton sei geradezu besser geworden“. Er würde es als eine Schande der deutschen Jugend bezeichnen, wenn die studierenden Damen irgendwie belästigt würden. Die Damen seien ganz besonders eifrig und fleißig. „Nach diesen Erfahrungen können wir sagen“, so schloß Professor Wagner seine bemerkenswerten Ausführungen, „es wird den Frauen der Besuch der Hochschulen erleichtert werden.“

Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß diese erquickliche Ansicht die oben genannten Antragstellerinnen zu ihrer Petition bestimmt hat. Denn man dürfte in der That annehmen, daß diese kompetenten Ausführungen Wagners an den betreffenden Stellen Beachtung finden würden, daß die noch bestehenden Geschwernisse nach solchem Zeugnis fallen, daß besonders Wagners Nachfolger im Berliner Rektorat, Herr Professor Brummer, sich freundschaftlich zu den berechtigten Ansprüchen der Damen stellen würde. Man dürfte wohl auch annehmen, daß das Parlament sich nun etwas näher mit diesen Dingen beschäftigen und jener Petition ein geneigtes Gehör schenken werde. Aber nichts von alledem geschah. Professor Brummer ging nicht auf die Anregung seines Amtsvorgängers ein, er verweigerte sogar dem Fräulein Langen einen Raum in der Universität zur Abhaltung eines Vortrags. Man darf hoffen, daß die am 3. August erfolgte Wahl des bekannten Professors Schmolke endlich einen Umstichung in diese unheilbaren Zustände bringen werde, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß er auf dem evangelisch-sozialen Kongress zu Erfurt erklärte, daß die Frau nicht in den Konfliktlampen mit den Männern geworden werden dürfe.

Nachdem das Abgeordnetenhaus die erwähnte Petition mindestens ebenso oberflächlich und belanglos behandelt hat, als der Reichstag in vorigen Frühjahre das Vereins- und Versammlungsrecht behandelte, wäre es doch endlich an der Zeit, daß unsere Parlamentarier mit mehr Wohlwollen und Unbefangenheit die Frauenfrage prüfen und den „berechtigten Kern“ von der Förderung voller Gleichberechtigung unterstehen möchten, die ja doch nur von einem kleinen Teile der Frauenrechtlerinnen geltend gemacht wird. Bei mißlich umhergehendem Verhalten könnten sie nicht dabei stehen bleiben, den geistig begabten und willensstarken Frauen, deren Sinn und Keizung der geistigen Arbeit zugewandt ist, ihren schon ohnehin schwierigen Weg durch künstliche Einseitigkeiten erschweren oder vertagen zu wollen. Darin muß in einem Kulturstaate die Frau dem Manne gleichstehen, daß sie sich in allen bilden und fördern darf, wozu Keizung und Begabung sie treibt, und von diesem Standpunkt, den schon Hanny Lewald vor etwa dreißig Jahren mutig und zugleich logisch zu vertreten wußte, müssen die erschwerenden Bestimmungen für das Frauenstudium an allen deutschen Hochschulen aufs eifrigste bekämpft werden. Darin man doch nicht vergessen, daß jene Frauen, die sich aus reinem, innerem Trieb dem Studium widmen und durch dies mutige Loslösen vom alten Herkommen sich mit den Ansehungen weiter Kreise in Gegenwart stellen, doch thatsächlich mehr Anerkennung und Wohlwollen zu beanspruchen haben als jene ungeschulten Töchter, die in trügeren Dahnsträumen, befohrt durch allerlei wohlfeile Lektüre, Manierpiel oder „Malen“ ihrer Tage müßig hindringen oder das „Bergnügen an jenen Tagen“ auf ihre Föhne geschrieben haben.

Man begegnet heutzutage häufig der Ansichtung, daß eine ernste wissenschaftliche Ausbildung der Frauen in der Gegenwart leichter erworben werden könne als früher. Wir scheitern das nur in dem einen Sinne richtig, daß man jetzt mehr als früher Einrichtungen trifft, die solche Ausbildung begünstigen; im übrigen halte ich die geistige Bildung der Frauen jetzt für schwieriger als zu irgend einer andern Zeit. Das moderne bunte Leben erhebt unsre junge weibliche Welt mit unvorstellbarer Gewalt; die Zunahme des bürgerlichen Wohlstandes lehrt mit jedem Tage neue Bedürfnisse kennen, der wachsende Luxus mit seinen unerrechenlichen Begleitererscheinungen drängt den Sinn für geistige Thätigkeit und geistigen Besitz mehr und mehr zurück. Unre „im Zeichen des Verlehrs“ stehende Zeit weht mehr als je auf Ausfälle und Reizen hin; die Geisteskräfte mit ihren vielseitigen Abzweigungen und künstlerische Genüsse verschiedenster Art locken ihr Recht, und in diesem lockenden, zerstreuten Tagelaben in die Welt des Geistes in ungeordneter Weise erschwert. Und auf der andern Seite bilden populäre wissenschaftliche Anregungen verschiedenster Art eine leichte Gelegenheit, sich mit einem wenn auch zeitweiligen Schimmer von Kenntnissen und Bildung zu umfassen und auch dem geistig Tragen so viel Verhängnis für Tageserscheinungen

auf künstlerischem oder wissenschaftlichem Gebiet zu vermitteln, daß er sich mit leiblichen Ehren an unterm landläufigen Tageskonversation beteiligen kann. Die „überstänige“ Halbgebildung ist eine hervorzuhebende Erscheinung unserer Zeit. Durch diese nicht wegzuleugnende Erscheinung begründet sich die Forderung ganz von selbst, daß die erster strebende Frauen eine Möglichkeit beschaffen werde, sich durch eine straffere geistige Zucht und erstere Schulung aus dem verflachten Treiben der Gegenwart zu flüchten und ihrer nach geistiger Betätigung verlangenden Neugier ein Feld zu eröffnen, wo sie unter Gleichstrebenden sich unter besten Bildungsbildung aneignen können, gleichviel, ob diese geistige Arbeit eine Vorbereitung zu einer Prüfung sein und praktische Zwecke verfolgen soll, oder ob sie als Selbstzweck angesehen wird.

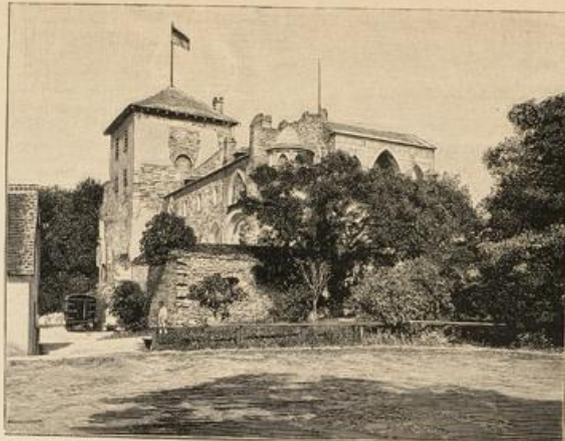
Von diesem Gesichtspunkt kommt mir jene Bestimmung der Berliner Universität besonders hart, daß „Anmeldungsblätter nur benutzigen Frauen ausgeschrieben werden sollen, die sich auf eine Prüfung vorbereiten und zu dieser einen Nachweis über die gehörigen Vorlesungen zu liefern haben“. Da drängt sich doch die Frage auf, warum denn die mit der nachgewiesenen genügenden Vorbildung ausgerüstete Dame nicht lediglich zur Erweiterung ihrer allgemeinen Bildung und ihres geistigen Reichtums an der Berliner Hochschule Vorlesungen hören soll, die ein allgemeines Interesse für sie haben? Warum in aller Welt sollen ihr zum Beispiel Vorträge über Literatur, Geschichte, Rechtsgeschichte, Nationalökonomie und andre verwandte Fächer? Eine Furcht vor übergroßen Anbrange ist, wie ich bereits öfters dargelegt verweist habe, durchaus eitel — unsre deutschen Mädchen sind mit so festen Banden an Haus und Familie gebunden, daß nur ganz willensstarke Naturen mit ausgeprägter Begabung für geistige Arbeit vor Anspruch auf Zulassung zu den Studien erheben werden. Wenn jemand meinen sollte, daß die Zahl von 95 Hörerinnen, die im letzten Winter an der Berliner Universität Vorlesungen besuchten, doch eigentlich nicht mehr sein zu nennen ist, so muß daran erinnert werden, daß sich unter diesen Damen sehr viele Ausländerinnen befinden, die sich aus England, Schweden, Dänemark, den Balkanstaaten und aus außer-europäischen Ländern hier zusammengedrängt haben. Die Zahl der deutschen studierenden Mädchen ist klein und wird voraussichtlich niemals wesentlich zunehmen. Diese wenigen Damen aber haben das Recht auf Achtung und Berücksichtigung ihres reinen, eifrigen Strebens. Denn ehe sie den endgültigen Entschluß eines wissenschaftlichen Berufes oder freier Geistesarbeit fassen, haben sie sich selbst sorgfältig geprüft und sich klar gemacht, daß diese Art von Thätigkeit von dem Wege der Weltende und des Lebensgenusses weit abführt und nicht nur ein bedeutendes Maß von Geduld und geistiger Kraft erfordert, sondern auch ernste Resignation, die darauf gefaßt macht, ihr Streben verkannt zu sehen und mit den traditionellen Anschauungen der Menge über das wahre Wesen der Weiblichkeit in Gegenwart zu treten. Das alles haben sie wohl überlegt und in sich verarbeitet, und nun, da der entscheidende Schritt gegeben soll, sehen sie sich plötzlich vor den Schranken solcher von oben herabkritischen Geistes diktierten und mit allen nur denkbaren Verlaufsleistungen gespickten Bestimmungen! Und die still gehäufte Hoffnung, daß diese Bestimmungen fallen, daß nach einer unbefangenen Aufstellung der vorliegenden Sachlage im Parlament eine wohlwollende Stimmung Platz greifen würde — sie ist einzuweisen in nichts verurteilt. Unre denkenden Frauen und Männer werden den Verklus beklagen, wenn sie auch nichts an der Thatsache ändern können; einmütig aber können sie protestieren gegen die Behauptung des Regierungsoberretters, daß die Meinungen über die Zulassung der Frauen noch nicht gefaßt seien. Wer die Sachen kennt und unbefangenen urteilt, weiß das Gegenteil. Auch die entragierten Feinde des Frauenstudiums haben nicht behaupten können, daß die bisher gemachten Erfahrungen ungenügend seien.

Die vor kurzen veröffentlichte Verordnung, bezüglich der Zulassung von Frauen als Hörerinnen der philosophischen Fakultäten an den österreichischen Universitäten“ atmet nicht den besten engen Geist der preussischen Bestimmungen, wenn sie auch nicht als ganz einwandfrei zu bezeichnen ist. Sie bietet aber gegen unredfertige Abneigungen insofern eine gewisse Barthschaft, als von dem Defekt der philosophischen Fakultät, dem die Annahmen überlegen sind, im Anwendungsfalle an den Minister appelliert werden darf. Der österreichische Unterrichtsminister ist aber ein der Frauenfrage durchaus wohlgesinnter Mann.

Unsern intelligenten und willenskräftigen Frauen bleibt nichts anderes übrig, als durch Zusammenstellen und gemeinsame maßvolle Thätigkeit in Vereinen, Versammlungen und Besuche die Freigebung des Frauenstudiums vorzubereiten und sich durch die gemachte trübe Erfahrung einerseits nicht entmutigen zu lassen, andererseits sich aber nicht in ihrer leicht verführlichen Bestimmung zu bitteren oder aggressiven Remonstrationen hinreißen zu lassen. Wie sich die Gynnasialfurcht für Mädchen trotz allen Widerstandes eingeführt und als notwendige Einrichtung festgesetzt haben, so ist auch die Freigebung des Frauenstudiums an untern Universitäten eine mit voller Sicherheit zu erwartende Thatsache — immer vorausgesetzt, daß die Damen sich von dem oben gerügten prozedatorischen Verhalten und von groben taktischen Fehlern



Schloß Lötis.



Alte Burg bei Schloß Lötis.

Nach Aufnahmen von Holphotograph Gedigi in Budapest.

frei zu halten wissen. Bisher waltete noch bei vielen die durchaus irrige Meinung vor, daß diejenigen Männer die wahren Freunde der Frauenbewegung wären, die den extravagantesten Forderungen und Aspirationen zustimmen oder dieselben sogar anregen. Nur das aber sind wahre Freunde, die in maßvoller und überzeugender Weise die logisch und ethisch berechtigten Forderungen der Frauen zu stützen und für dieselben einzutreten Willen und Veranlassung haben. Unter keinen Umständen darf man sich der Illusion hingeben, als sei bereits alles in die rechten Geleise gebracht, als werde die Bewegung in „naturgemäßer“ geänderter Entwicklung von selber fortschreiten und zu den erwünschten Zielen führen. Denn die große Schwierigkeit liegt eben in der sicheren Feststellung dieser Ziele, über die die Meinungen noch sehr auseinandergehen und daher durch fortgesetzte, auf hinreichender Sachkenntnis und Unbefangenheit ruhende Diskussion erst abgeklärt werden müssen. Selbst gründlich gebildete, in hochgeleitete Männer haben sich über die Bedeutung und Tragweite der Frauenbewegung noch kein Urteil gebildet. Dafür nur ein Beispiel.

Vor einiger Zeit las ich in der „Deutschen Rundschau“ einen kurzen, mit H. G. gezeichneten Bericht über einige kleinere, auf die Frauenfrage bezügliche Schriften von Helene Lange. Nach der stilistischen Manier und bei seiner scharfen Mitarbeiterschaft an der „Rundschau“ werde ich wohl nicht fehlgehen, wenn ich H. G. mit Herrn Professor Hermann Grimm identifiziere. Da fiel mir zunächst der Satz auf: „daß es noch immer leicht sei, sich diese Bewegung (der Frauen) mit einem kräftigen Achselzucken vom Leibe zu halten“. Er erkennt mit einigen vornehm-süßlichen Worten der Bewegung eine gewisse Berechtigung zu, fügt aber, als ob diese großartige Konzeption ihm schon leid wäre, zugleich einwandend hinzu: „daß diese sogenannte Frauenbewegung noch nicht zu der Stärke gediehen sei, daß ein Mann gezwungen wäre, Stellung zu ihr zu nehmen.“ Wäre das richtig, so müßte er zunächst die Besprechung von Schriften unterlassen, die eine genaue Kenntnis des Standes der Frauenfrage erfordern, keine Äußerungen beweisen aber völlige Unkenntnis. Er meint zum Beispiel, daß „es sich eigentlich nur um die Frage handle, wie weit Frauen als Kerne und Lehrherren weiblicher Jünglinge ein Recht darauf haben, die Unterweisung höherer Art (Umkehrung für Universitätsstudien) für sich in Anspruch zu nehmen.“ Na, wenn die Sache so einfach läge! Aber auch der flüchtigste Blick in die programmatischen Schriften der Reformierinnen müßte ihn belehren, daß mit der Erbsließung dieser beiden Periodiken die Forderungen der vorgedehnten Führerinnen durchaus nicht befriedigt sind, daß die Wünsche sehr viel weiter gehen, daß es mit einem Worte auf eine bedingungslose Konfession mit dem Manne überhaupt abgesehen ist. Auf dem Brüsseler Kongress ist ganz unumwunden der Zutritt zu den höchsten Staatsämtern gefordert worden. Wie sehr H. G. diese weitgehenden Ansprüche verkennt, geht schon daraus hervor, daß er meint, „die Frauen arbeiten als Kerne und Lehrherren am liebsten unter männlicher Direction“. Er mag doch nur — dieser Vorschlag ist gewiß billig — die Dame, deren Schriften er beurteilt, fragen, ob sie „am liebsten unter männlicher Direction arbeitet“. Er wird von ihr erfahren, daß das nicht der Fall ist. Am Schluß seines Referats sagt H. G. folgendes: „Die Frauen werden nie aufhören, das schwächere Geschlecht zu sein. Auch nie den Wunsch haben, diese Stellung einzubüßen. Was sie fordern, läßt sich sehr wohl überleben und, scheint uns, heute bereits ohne viel Bedenken erledigen.“ Jeder Satz ein Jertum! Die edlen und gerechten Reformierinnen wollen nun einmal von einer Unterordnung ihres Geschlechts nicht das mindeste wissen, und, worauf es hier am meisten

ankommt, ihre Forderungen sind keineswegs so leicht zu übersehen. Wir nehmen nur einen Punkt heraus: die aktive Teilnahme am politischen Leben, das Wahlrecht. Gewiß giebt es viele einflussvolle Frauen, die zu ihrem eignen Glück nichts davon wissen wollen, aber es giebt auch viele, welche das Wahlrecht als ein Hauptziel der Frauenbewegung ansehen und eben als ihren Feind betrachten, der es ihnen nicht einräumt. Als ich vor einiger Zeit in der „M. Allg. Zeitung“ jene politischen Aspirationen der Frauen in maßvoller Form behandelte und darzulegen veruchte, daß sie für Haus, Familie und öffentliches Leben nur von unheilvoller Wirkung sein könnten, da bin ich mit polemischen Zuschriften von „jatter Hand“ überflutet worden, die den Reiz und Adel echter Weiblichkeit oft hart vernichten ließen.

Den besonnenen Freund der Frauenbewegung werden solche Vorwürfe nicht verstimmen, er nimmt sie hin als die notwendigen, jedem organischen Wachstumsprozesse anhaftenden

im bürgerlichen Recht und die Erweiterung der bürgerlichen Berufsarten der Frauen.

Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin.

Die deutsche Kriegsschiffe ist von einem schweren Unfall betroffen worden, zu dessen beklagenswerten Opfern auch ein junger Fürstentum gehört, der, erst im Anfang seiner maritimen Laufbahn stehend, zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte. Bei einem heftigen Sturm, der am Morgen des 22. September wüthete, kam auf der See bei Cuxhaven das Torpedoboot S. 26 zum Kentern, und mit sieben Mann der Besatzung fand auch der Kommandant, Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, seinen Tod in den Fluten.

Der Vereingte, geboren am 3. April 1871, war der erste Sohn aus der dritten Ehe des Großherzogs Friedrich Franz II.; seine Mutter ist die Großherzogin Marie, geborene Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt. Der Herzog war also ein Halbbruder des am 10. April dieses Jahres verstorbenen Großherzogs Friedrich Franz III. wie des gegenwärtigen Regenten, Herzogs Johann Albrecht, und ein Onkel des noch amtierenden Großherzogs Friedrich Franz IV. Seit dem Tode, da er kein zwölftes Lebensjahr vollendet, 5. April 1883, wurde der Herzog in den Fluten der kaiserlichen Marine geführt, und im Frühjahr 1888 trat er in den aktiven Dienst; Anfangs 1893 wurde er zum Lieutenant zur See befördert. Im Landheere nahm der Herzog den Rang eines Premierlieutenants à la suite des 2. Mecklenburgischen Dragonerregiments Nr. 18 ein.



Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin.

Uebergangserscheinungen und bleibt mit seinem Räte nicht zurück, wenn kritische Zeiten die gesunde Entwicklung zu hemmen scheinen. Ich glaube, daß für die weiteren Fortschritte der Frauenbewegung eine solche kritische Zeit gekommen ist, die alle besonnenen Frauen und wohlwollenden Männer auffordert, zusammenzutreten und mit ruhiger Energie an der Weiterführung des Bundes fortzuarbeiten.

Wenn ich von Fehlern in der eingeschlagenen Taktik sprach, so verhehle ich unter diesen Fehlern auch die Mißgriffe in der Wahl der Thematika, die auf den Kongressen und sonstigen Vereinigungen zur Diskussion gestellt werden. Jede verunsichernde Aspiration, jede Forderung, für die die bisherige Propaganda keine genügende Vorbereitung gegeben hat, mit der sich also das Volksbewußtsein noch nicht befreundet hat, und vor allem — jede Revolution muß sorgsam vermieden werden. Die Zeit der großen Worte und flammenden Proteste hat die hofften Früchte nicht gezeitigt. Das Schicksal der unehelichen Mütter und unehelichen Kinder und die Anwartschaft auf die höchsten Staatsstellen, Thematika, die auf der Brüsseler Versammlung eingehend behandelt wurden, sind aus tatsächlichen Gründen so lange zurückzubehalten, bis die ersten notwendigen Forderungen, mit denen sich jeder Gebildete befreundet hat, zur Bewirkung gelangt sind. Dazu rechnen wir in erster Linie die Freigabe des Studiums, die Mündigstellung der Frau

In unsern Bildern.

Aus den großen Kaisermandauern bei Lötis in Ungarn führen wir nach einer photographischen Momentaufnahme jene Szene vor, da die beiden Monarchen auf dem Paradebelle den Anmarsch der Truppen erwarteten. Kaiser Wilhelm II. trägt die Oberstenuniform seines 7. ungarischen Husarenregiments. Den beiden Herrschern gegenüber hält Feldmarschall-Lieutenant Parmann, Kommandeur der 32. Infanteriebrigade. Weiterhin bringen wir Ansichten des Schlosses Lötis, in dessen oberem Stockwerk die Monarchen während der Mandauer Quartier genommen hatten. Kaiser Franz Joseph benutzte den Achter, Kaiser Wilhelm den linken, nach der Gartenfront gerichteten Flügel. Die romantische, von Wassergräben umgebene alte Burg diente dem militärischen Besuche zur Wohnung. Das Schloss ist Eigentum des Majoratsbesizers von Lötis, Grafen Osterhagen, und reich an geschichtlichen Denkwürdigkeiten.

Wielandsohl rückt die Gemitterimmung des Gemäldes von Paul Brädel vor Augen: „Abtrieb der Schafe auf der Insel Man“. Das weitenrauschende Bild in der trübten See wird häufig von jäh heraufstehenden Stürmen heimgesucht, und sie vor der Unbill eines solchen zu schützen, wird häufig die Schafherde, vom treuen Spitz geleitet, heimgetrieben.

Eine Meisterhand in der Behandlung antiker Motive befundet H. Siemradzki auch in seinem Gemälde „Aus dem alten Hellas“. Der Künstler verjeht uns in ein vornehmes Haus. Das Bildchen, das das erfindende Bad bereits hinter sich hat, recht sich wohl auf dem Estrich, während sein Schwefelstein nach der erdenden Hand der Mutter stillhalten muß und die Dienerin das feuchte Vinnen zum Trocknen ausbreitet.

Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird freiesrechtlich gestattet. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Preis und Sendungen nach: In die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personennennung — zu richten.



→ Aus Zeit und Leben. ←

Der große Preis von Wien.
(Internationales Radrennen.)

Nach Aufnahmen des sportphotographischen Vereines A. Huber in Wien.

Am Sonntag den 12. September wurde in den auf drei Tage bemessenen internationalen Radrennen um den „Großen Preis von Wien“ der Entscheidungslauf (2000 Meter) gefahren. Eine nach vielen Tausenden zählende Zuschauermenge hatte sich zu dem großartigen sportlichen Schauspiel eingefunden, das sicherlich in nichts dem „grand prix de Paris“ nachstand. Glücklicherweise blieb das Wetter dem Unternehmen hold; die schweren grauen Wolken, die das Firmament bedeckten, sandten den gefährlichen Platzregen nicht.

Als erster ging der Belgier Protin über das Band, ihm folgten der Franzose Koffam als zweiter, der Italiener Pasini als dritter

und endlich Jules Fisher, wieder ein Belgier, als vierter.

Protin, dessen Sieg übrigens nahezu einstimmig vorausgesetzt wurde, gewann somit den „Großen Preis von Wien“, der in einem Barbetrage von 2000 Kronen und einer goldenen Medaille bestand.

Außer dem großen Preise gab es noch eine Anzahl kleinerer Preise, so daß von den beteiligten neununddreißig Rennfahrern bloß neun leer ausgingen. Unter den letzteren befand sich der Holländer Jaap Eden, dessen Leistungsfähigkeit nahe an die Protins heranreicht, der aber infolge eines bösen Müdenfichs an dem Schlachrennen nicht teilnehmen konnte.

Den Veranhaltern dieses Rennens gebührt das Verdienst, Wien zu einer vornehmen Pflanzstätte des Radfahrports emporgehoben zu haben.



Protin (I. Preis).



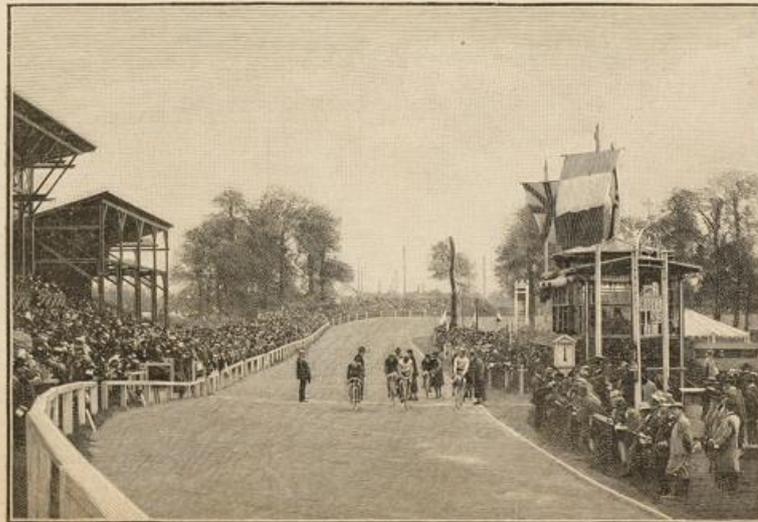
Koffam (II. Preis).



Pasini (III. Preis).



Fisher (IV. Preis).



Am Start zum Damenpreis.

Schach. (Bezeichnet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 1.

Tisch internationale Vorgangspartie wurde im Juli dieses Jahres in Berlin gespielt.

Wiener Partie.

Table with chess notation and move numbers for the Vienna Game. Columns include move number, White move, Black move, and a numerical column.

1) Schwarz macht ab, um die Angriffsmasse des Gegners zu schwächen, der meistens auch mit geringeren Stücken sehr ausgeartet verfährt.

2) Los-G über g4 verhindert den Sprung.

3) Die Königs- und Läufer-Partie.

4) Natürlich nicht Los-g4 wegen D. LdXc3-Kg8x7 11. Sf1-g3, wenn diese 10. Sf1-g3 in LdXc3 11. Ld1-g2 12. Ld1-g3 13. Ld1-g4 14. Ld1-g5 15. Ld1-g6 16. Ld1-g7 17. Ld1-g8 18. Ld1-g9 19. Ld1-g10 20. Ld1-g11 21. Ld1-g12 22. Ld1-g13 23. Ld1-g14 24. Ld1-g15 25. Ld1-g16 26. Ld1-g17 27. Ld1-g18 28. Ld1-g19 29. Ld1-g20 30. Ld1-g21 31. Ld1-g22 32. Ld1-g23 33. Ld1-g24 34. Ld1-g25 35. Ld1-g26 36. Ld1-g27 37. Ld1-g28 38. Ld1-g29 39. Ld1-g30 40. Ld1-g31 41. Ld1-g32 42. Ld1-g33 43. Ld1-g34 44. Ld1-g35 45. Ld1-g36 46. Ld1-g37 47. Ld1-g38 48. Ld1-g39 49. Ld1-g40 50. Ld1-g41 51. Ld1-g42 52. Ld1-g43 53. Ld1-g44 54. Ld1-g45 55. Ld1-g46 56. Ld1-g47 57. Ld1-g48 58. Ld1-g49 59. Ld1-g50 60. Ld1-g51 61. Ld1-g52 62. Ld1-g53 63. Ld1-g54 64. Ld1-g55 65. Ld1-g56 66. Ld1-g57 67. Ld1-g58 68. Ld1-g59 69. Ld1-g60 70. Ld1-g61 71. Ld1-g62 72. Ld1-g63 73. Ld1-g64 74. Ld1-g65 75. Ld1-g66 76. Ld1-g67 77. Ld1-g68 78. Ld1-g69 79. Ld1-g70 80. Ld1-g71 81. Ld1-g72 82. Ld1-g73 83. Ld1-g74 84. Ld1-g75 85. Ld1-g76 86. Ld1-g77 87. Ld1-g78 88. Ld1-g79 89. Ld1-g80 90. Ld1-g81 91. Ld1-g82 92. Ld1-g83 93. Ld1-g84 94. Ld1-g85 95. Ld1-g86 96. Ld1-g87 97. Ld1-g88 98. Ld1-g89 99. Ld1-g90 100. Ld1-g91 101. Ld1-g92 102. Ld1-g93 103. Ld1-g94 104. Ld1-g95 105. Ld1-g96 106. Ld1-g97 107. Ld1-g98 108. Ld1-g99 109. Ld1-g100 110. Ld1-g101 111. Ld1-g102 112. Ld1-g103 113. Ld1-g104 114. Ld1-g105 115. Ld1-g106 116. Ld1-g107 117. Ld1-g108 118. Ld1-g109 119. Ld1-g110 120. Ld1-g111 121. Ld1-g112 122. Ld1-g113 123. Ld1-g114 124. Ld1-g115 125. Ld1-g116 126. Ld1-g117 127. Ld1-g118 128. Ld1-g119 129. Ld1-g120 130. Ld1-g131 131. Ld1-g132 132. Ld1-g133 133. Ld1-g134 134. Ld1-g135 135. Ld1-g136 136. Ld1-g137 137. Ld1-g138 138. Ld1-g139 139. Ld1-g140 140. Ld1-g141 141. Ld1-g142 142. Ld1-g143 143. Ld1-g144 144. Ld1-g145 145. Ld1-g146 146. Ld1-g147 147. Ld1-g148 148. Ld1-g149 149. Ld1-g150 150. Ld1-g151 151. Ld1-g152 152. Ld1-g153 153. Ld1-g154 154. Ld1-g155 155. Ld1-g156 156. Ld1-g157 157. Ld1-g158 158. Ld1-g159 159. Ld1-g160 160. Ld1-g161 161. Ld1-g162 162. Ld1-g163 163. Ld1-g164 164. Ld1-g165 165. Ld1-g166 166. Ld1-g167 167. Ld1-g168 168. Ld1-g169 169. Ld1-g170 170. Ld1-g171 171. Ld1-g172 172. Ld1-g173 173. Ld1-g174 174. Ld1-g175 175. Ld1-g176 176. Ld1-g177 177. Ld1-g178 178. Ld1-g179 179. Ld1-g180 180. Ld1-g181 181. Ld1-g182 182. Ld1-g183 183. Ld1-g184 184. Ld1-g185 185. Ld1-g186 186. Ld1-g187 187. Ld1-g188 188. Ld1-g189 189. Ld1-g190 190. Ld1-g191 191. Ld1-g192 192. Ld1-g193 193. Ld1-g194 194. Ld1-g195 195. Ld1-g196 196. Ld1-g197 197. Ld1-g198 198. Ld1-g199 199. Ld1-g200 200. Ld1-g201 201. Ld1-g202 202. Ld1-g203 203. Ld1-g204 204. Ld1-g205 205. Ld1-g206 206. Ld1-g207 207. Ld1-g208 208. Ld1-g209 209. Ld1-g210 210. Ld1-g211 211. Ld1-g212 212. Ld1-g213 213. Ld1-g214 214. Ld1-g215 215. Ld1-g216 216. Ld1-g217 217. Ld1-g218 218. Ld1-g219 219. Ld1-g220 220. Ld1-g221 221. Ld1-g222 222. Ld1-g223 223. Ld1-g224 224. Ld1-g225 225. Ld1-g226 226. Ld1-g227 227. Ld1-g228 228. Ld1-g229 229. Ld1-g230 230. Ld1-g231 231. Ld1-g232 232. Ld1-g233 233. Ld1-g234 234. Ld1-g235 235. Ld1-g236 236. Ld1-g237 237. Ld1-g238 238. Ld1-g239 239. Ld1-g240 240. Ld1-g241 241. Ld1-g242 242. Ld1-g243 243. Ld1-g244 244. Ld1-g245 245. Ld1-g246 246. Ld1-g247 247. Ld1-g248 248. Ld1-g249 249. Ld1-g250 250. Ld1-g251 251. Ld1-g252 252. Ld1-g253 253. Ld1-g254 254. Ld1-g255 255. Ld1-g256 256. Ld1-g257 257. Ld1-g258 258. Ld1-g259 259. Ld1-g260 260. Ld1-g261 261. Ld1-g262 262. Ld1-g263 263. Ld1-g264 264. Ld1-g265 265. Ld1-g266 266. Ld1-g267 267. Ld1-g268 268. Ld1-g269 269. Ld1-g270 270. Ld1-g271 271. Ld1-g272 272. Ld1-g273 273. Ld1-g274 274. Ld1-g275 275. Ld1-g276 276. Ld1-g277 277. Ld1-g278 278. Ld1-g279 279. Ld1-g280 280. Ld1-g281 281. Ld1-g282 282. Ld1-g283 283. Ld1-g284 284. Ld1-g285 285. Ld1-g286 286. Ld1-g287 287. Ld1-g288 288. Ld1-g289 289. Ld1-g290 290. Ld1-g291 291. Ld1-g292 292. Ld1-g293 293. Ld1-g294 294. Ld1-g295 295. Ld1-g296 296. Ld1-g297 297. Ld1-g298 298. Ld1-g299 299. Ld1-g300 300. Ld1-g301 301. Ld1-g302 302. Ld1-g303 303. Ld1-g304 304. Ld1-g305 305. Ld1-g306 306. Ld1-g307 307. Ld1-g308 308. Ld1-g309 309. Ld1-g310 310. Ld1-g311 311. Ld1-g312 312. Ld1-g313 313. Ld1-g314 314. Ld1-g315 315. Ld1-g316 316. Ld1-g317 317. Ld1-g318 318. Ld1-g319 319. Ld1-g320 320. Ld1-g321 321. Ld1-g322 322. Ld1-g323 323. Ld1-g324 324. Ld1-g325 325. Ld1-g326 326. Ld1-g327 327. Ld1-g328 328. Ld1-g329 329. Ld1-g330 330. Ld1-g331 331. Ld1-g332 332. Ld1-g333 333. Ld1-g334 334. Ld1-g335 335. Ld1-g336 336. Ld1-g337 337. Ld1-g338 338. Ld1-g339 339. Ld1-g340 340. Ld1-g341 341. Ld1-g342 342. Ld1-g343 343. Ld1-g344 344. Ld1-g345 345. Ld1-g346 346. Ld1-g347 347. Ld1-g348 348. Ld1-g349 349. Ld1-g350 350. Ld1-g351 351. Ld1-g352 352. Ld1-g353 353. Ld1-g354 354. Ld1-g355 355. Ld1-g356 356. Ld1-g357 357. Ld1-g358 358. Ld1-g359 359. Ld1-g360 360. Ld1-g361 361. Ld1-g362 362. Ld1-g363 363. Ld1-g364 364. Ld1-g365 365. Ld1-g366 366. Ld1-g367 367. Ld1-g368 368. Ld1-g369 369. Ld1-g370 370. Ld1-g371 371. Ld1-g372 372. Ld1-g373 373. Ld1-g374 374. Ld1-g375 375. Ld1-g376 376. Ld1-g377 377. Ld1-g378 378. Ld1-g379 379. Ld1-g380 380. Ld1-g381 381. Ld1-g382 382. Ld1-g383 383. Ld1-g384 384. Ld1-g385 385. Ld1-g386 386. Ld1-g387 387. Ld1-g388 388. Ld1-g389 389. Ld1-g390 390. Ld1-g391 391. Ld1-g392 392. Ld1-g393 393. Ld1-g394 394. Ld1-g395 395. Ld1-g396 396. Ld1-g397 397. Ld1-g398 398. Ld1-g399 399. Ld1-g400 400. Ld1-g401 401. Ld1-g402 402. Ld1-g403 403. Ld1-g404 404. Ld1-g405 405. Ld1-g406 406. Ld1-g407 407. Ld1-g408 408. Ld1-g409 409. Ld1-g410 410. Ld1-g411 411. Ld1-g412 412. Ld1-g413 413. Ld1-g414 414. Ld1-g415 415. Ld1-g416 416. Ld1-g417 417. Ld1-g418 418. Ld1-g419 419. Ld1-g420 420. Ld1-g421 421. Ld1-g422 422. Ld1-g423 423. Ld1-g424 424. Ld1-g425 425. Ld1-g426 426. Ld1-g427 427. Ld1-g428 428. Ld1-g429 429. Ld1-g430 430. Ld1-g431 431. Ld1-g432 432. Ld1-g433 433. Ld1-g434 434. Ld1-g435 435. Ld1-g436 436. Ld1-g437 437. Ld1-g438 438. Ld1-g439 439. Ld1-g440 440. Ld1-g441 441. Ld1-g442 442. Ld1-g443 443. Ld1-g444 444. Ld1-g445 445. Ld1-g446 446. Ld1-g447 447. Ld1-g448 448. Ld1-g449 449. Ld1-g450 450. Ld1-g451 451. Ld1-g452 452. Ld1-g453 453. Ld1-g454 454. Ld1-g455 455. Ld1-g456 456. Ld1-g457 457. Ld1-g458 458. Ld1-g459 459. Ld1-g460 460. Ld1-g461 461. Ld1-g462 462. Ld1-g463 463. Ld1-g464 464. Ld1-g465 465. Ld1-g466 466. Ld1-g467 467. Ld1-g468 468. Ld1-g469 469. Ld1-g470 470. Ld1-g471 471. Ld1-g472 472. Ld1-g473 473. Ld1-g474 474. Ld1-g475 475. Ld1-g476 476. Ld1-g477 477. Ld1-g478 478. Ld1-g479 479. Ld1-g480 480. Ld1-g481 481. Ld1-g482 482. Ld1-g483 483. Ld1-g484 484. Ld1-g485 485. Ld1-g486 486. Ld1-g487 487. Ld1-g488 488. Ld1-g489 489. Ld1-g490 490. Ld1-g491 491. Ld1-g492 492. Ld1-g493 493. Ld1-g494 494. Ld1-g495 495. Ld1-g496 496. Ld1-g497 497. Ld1-g498 498. Ld1-g499 499. Ld1-g500 500. Ld1-g501 501. Ld1-g502 502. Ld1-g503 503. Ld1-g504 504. Ld1-g505 505. Ld1-g506 506. Ld1-g507 507. Ld1-g508 508. Ld1-g509 509. Ld1-g510 510. Ld1-g511 511. Ld1-g512 512. Ld1-g513 513. Ld1-g514 514. Ld1-g515 515. Ld1-g516 516. Ld1-g517 517. Ld1-g518 518. Ld1-g519 519. Ld1-g520 520. Ld1-g521 521. Ld1-g522 522. Ld1-g523 523. Ld1-g524 524. Ld1-g525 525. Ld1-g526 526. Ld1-g527 527. Ld1-g528 528. Ld1-g529 529. Ld1-g530 530. Ld1-g531 531. Ld1-g532 532. Ld1-g533 533. Ld1-g534 534. Ld1-g535 535. Ld1-g536 536. Ld1-g537 537. Ld1-g538 538. Ld1-g539 539. Ld1-g540 540. Ld1-g541 541. Ld1-g542 542. Ld1-g543 543. Ld1-g544 544. Ld1-g545 545. Ld1-g546 546. Ld1-g547 547. Ld1-g548 548. Ld1-g549 549. Ld1-g550 550. Ld1-g551 551. Ld1-g552 552. Ld1-g553 553. Ld1-g554 554. Ld1-g555 555. Ld1-g556 556. Ld1-g557 557. Ld1-g558 558. Ld1-g559 559. Ld1-g560 560. Ld1-g561 561. Ld1-g562 562. Ld1-g563 563. Ld1-g564 564. Ld1-g565 565. Ld1-g566 566. Ld1-g567 567. Ld1-g568 568. Ld1-g569 569. Ld1-g570 570. Ld1-g571 571. Ld1-g572 572. Ld1-g573 573. Ld1-g574 574. Ld1-g575 575. Ld1-g576 576. Ld1-g577 577. Ld1-g578 578. Ld1-g579 579. Ld1-g580 580. Ld1-g581 581. Ld1-g582 582. Ld1-g583 583. Ld1-g584 584. Ld1-g585 585. Ld1-g586 586. Ld1-g587 587. Ld1-g588 588. Ld1-g589 589. Ld1-g590 590. Ld1-g591 591. Ld1-g592 592. Ld1-g593 593. Ld1-g594 594. Ld1-g595 595. Ld1-g596 596. Ld1-g597 597. Ld1-g598 598. Ld1-g599 599. Ld1-g600 600. Ld1-g601 601. Ld1-g602 602. Ld1-g603 603. Ld1-g604 604. Ld1-g605 605. Ld1-g606 606. Ld1-g607 607. Ld1-g608 608. Ld1-g609 609. Ld1-g610 610. Ld1-g611 611. Ld1-g612 612. Ld1-g613 613. Ld1-g614 614. Ld1-g615 615. Ld1-g616 616. Ld1-g617 617. Ld1-g618 618. Ld1-g619 619. Ld1-g620 620. Ld1-g621 621. Ld1-g622 622. Ld1-g623 623. Ld1-g624 624. Ld1-g625 625. Ld1-g626 626. Ld1-g627 627. Ld1-g628 628. Ld1-g629 629. Ld1-g630 630. Ld1-g631 631. Ld1-g632 632. Ld1-g633 633. Ld1-g634 634. Ld1-g635 635. Ld1-g636 636. Ld1-g637 637. Ld1-g638 638. Ld1-g639 639. Ld1-g640 640. Ld1-g641 641. Ld1-g642 642. Ld1-g643 643. Ld1-g644 644. Ld1-g645 645. Ld1-g646 646. Ld1-g647 647. Ld1-g648 648. Ld1-g649 649. Ld1-g650 650. Ld1-g651 651. Ld1-g652 652. Ld1-g653 653. Ld1-g654 654. Ld1-g655 655. Ld1-g656 656. Ld1-g657 657. Ld1-g658 658. Ld1-g659 659. Ld1-g660 660. Ld1-g661 661. Ld1-g662 662. Ld1-g663 663. Ld1-g664 664. Ld1-g665 665. Ld1-g666 666. Ld1-g667 667. Ld1-g668 668. Ld1-g669 669. Ld1-g670 670. Ld1-g671 671. Ld1-g672 672. Ld1-g673 673. Ld1-g674 674. Ld1-g675 675. Ld1-g676 676. Ld1-g677 677. Ld1-g678 678. Ld1-g679 679. Ld1-g680 680. Ld1-g681 681. Ld1-g682 682. Ld1-g683 683. Ld1-g684 684. Ld1-g685 685. Ld1-g686 686. Ld1-g687 687. Ld1-g688 688. Ld1-g689 689. Ld1-g690 690. Ld1-g691 691. Ld1-g692 692. Ld1-g693 693. Ld1-g694 694. Ld1-g695 695. Ld1-g696 696. Ld1-g697 697. Ld1-g698 698. Ld1-g699 699. Ld1-g700 700. Ld1-g701 701. Ld1-g702 702. Ld1-g703 703. Ld1-g704 704. Ld1-g705 705. Ld1-g706 706. Ld1-g707 707. Ld1-g708 708. Ld1-g709 709. Ld1-g710 710. Ld1-g711 711. Ld1-g712 712. Ld1-g713 713. Ld1-g714 714. Ld1-g715 715. Ld1-g716 716. Ld1-g717 717. Ld1-g718 718. Ld1-g719 719. Ld1-g720 720. Ld1-g721 721. Ld1-g722 722. Ld1-g723 723. Ld1-g724 724. Ld1-g725 725. Ld1-g726 726. Ld1-g727 727. Ld1-g728 728. Ld1-g729 729. Ld1-g730 730. Ld1-g731 731. Ld1-g732 732. Ld1-g733 733. Ld1-g734 734. Ld1-g735 735. Ld1-g736 736. Ld1-g737 737. Ld1-g738 738. Ld1-g739 739. Ld1-g740 740. Ld1-g741 741. Ld1-g742 742. Ld1-g743 743. Ld1-g744 744. Ld1-g745 745. Ld1-g746 746. Ld1-g747 747. Ld1-g748 748. Ld1-g749 749. Ld1-g750 750. Ld1-g751 751. Ld1-g752 752. Ld1-g753 753. Ld1-g754 754. Ld1-g755 755. Ld1-g756 756. Ld1-g757 757. Ld1-g758 758. Ld1-g759 759. Ld1-g760 760. Ld1-g761 761. Ld1-g762 762. Ld1-g763 763. Ld1-g764 764. Ld1-g765 765. Ld1-g766 766. Ld1-g767 767. Ld1-g768 768. Ld1-g769 769. Ld1-g770 770. Ld1-g771 771. Ld1-g772 772. Ld1-g773 773. Ld1-g774 774. Ld1-g775 775. Ld1-g776 776. Ld1-g777 777. Ld1-g778 778. Ld1-g779 779. Ld1-g780 780. Ld1-g781 781. Ld1-g782 782. Ld1-g783 783. Ld1-g784 784. Ld1-g785 785. Ld1-g786 786. Ld1-g787 787. Ld1-g788 788. Ld1-g789 789. Ld1-g790 790. Ld1-g791 791. Ld1-g792 792. Ld1-g793 793. Ld1-g794 794. Ld1-g795 795. Ld1-g796 796. Ld1-g797 797. Ld1-g798 798. Ld1-g799 799. Ld1-g800 800. Ld1-g801 801. Ld1-g802 802. Ld1-g803 803. Ld1-g804 804. Ld1-g805 805. Ld1-g806 806. Ld1-g807 807. Ld1-g808 808. Ld1-g809 809. Ld1-g810 810. Ld1-g811 811. Ld1-g812 812. Ld1-g813 813. Ld1-g814 814. Ld1-g815 815. Ld1-g816 816. Ld1-g817 817. Ld1-g818 818. Ld1-g819 819. Ld1-g820 820. Ld1-g821 821. Ld1-g822 822. Ld1-g823 823. Ld1-g824 824. Ld1-g825 825. Ld1-g826 826. Ld1-g827 827. Ld1-g828 828. Ld1-g829 829. Ld1-g830 830. Ld1-g831 831. Ld1-g832 832. Ld1-g833 833. Ld1-g834 834. Ld1-g835 835. Ld1-g836 836. Ld1-g837 837. Ld1-g838 838. Ld1-g839 839. Ld1-g840 840. Ld1-g841 841. Ld1-g842 842. Ld1-g843 843. Ld1-g844 844. Ld1-g845 845. Ld1-g846 846. Ld1-g847 847. Ld1-g848 848. Ld1-g849 849. Ld1-g850 850. Ld1-g851 851. Ld1-g852 852. Ld1-g853 853. Ld1-g854 854. Ld1-g855 855. Ld1-g856 856. Ld1-g857 857. Ld1-g858 858. Ld1-g859 859. Ld1-g860 860. Ld1-g861 861. Ld1-g862 862. Ld1-g863 863. Ld1-g864 864. Ld1-g865 865. Ld1-g866 866. Ld1-g867 867. Ld1-g868 868. Ld1-g869 869. Ld1-g870 870. Ld1-g871 871. Ld1-g872 872. Ld1-g873 873. Ld1-g874 874. Ld1-g875 875. Ld1-g876 876. Ld1-g877 877. Ld1-g878 878. Ld1-g879 879. Ld1-g880 880. Ld1-g881 881. Ld1-g882 882. Ld1-g883 883. Ld1-g884 884. Ld1-g885 885. Ld1-g886 886. Ld1-g887 887. Ld1-g888 888. Ld1-g889 889. Ld1-g890 890. Ld1-g891 891. Ld1-g892 892. Ld1-g893 893. Ld1-g894 894. Ld1-g895 895. Ld1-g896 896. Ld1-g897 897. Ld1-g898 898. Ld1-g899 899. Ld1-g900 900. Ld1-g901 901. Ld1-g902 902. Ld1-g903 903. Ld1-g904 904. Ld1-g905 905. Ld1-g906 906. Ld1-g907 907. Ld1-g908 908. Ld1-g909 909. Ld1-g910 910. Ld1-g911 911. Ld1-g912 912. Ld1-g913 913. Ld1-g914 914. Ld1-g915 915. Ld1-g916 916. Ld1-g917 917. Ld1-g918 918. Ld1-g919 919. Ld1-g920 920. Ld1-g921 921. Ld1-g922 922. Ld1-g923 923. Ld1-g924 924. Ld1-g925 925. Ld1-g926 926. Ld1-g927 927. Ld1-g928 928. Ld1-g929 929. Ld1-g930 930. Ld1-g931 931. Ld1-g932 932. Ld1-g933 933. Ld1-g934 934. Ld1-g935 935. Ld1-g936 936. Ld1-g937 937. Ld1-g938 938. Ld1-g939 939. Ld1-g940 940. Ld1-g941 941. Ld1-g942 942. Ld1-g943 943. Ld1-g944 944. Ld1-g945 945. Ld1-g946 946. Ld1-g947 947. Ld1-g948 948. Ld1-g949 949. Ld1-g950 950. Ld1-g951 951. Ld1-g952 952. Ld1-g953 953. Ld1-g954 954. Ld1-g955 955. Ld1-g956 956. Ld1-g957 957. Ld1-g958 958. Ld1-g959 959. Ld1-g960 960. Ld1-g961 961. Ld1-g962 962. Ld1-g963 963. Ld1-g964 964. Ld1-g965 965. Ld1-g966 966. Ld1-g967 967. Ld1-g968 968. Ld1-g969 969. Ld1-g970 970. Ld1-g971 971. Ld1-g972 972. Ld1-g973 973. Ld1-g974 974. Ld1-g975 975. Ld1-g976 976. Ld1-g977 977. Ld1-g978 978. Ld1-g979 979. Ld1-g980 980. Ld1-g981 981. Ld1-g982 982. Ld1-g983 983. Ld1-g984 984. Ld1-g985 985. Ld1-g986 986. Ld1-g987 987. Ld1-g988 988. Ld1-g989 989. Ld1-g990 990. Ld1-g991 991. Ld1-g992 992. Ld1-g993 993. Ld1-g994 994. Ld1-g995 995. Ld1-g996 996. Ld1-g997 997. Ld1-g998 998. Ld1-g999 999. Ld1-g1000 1000. Ld1-g1001 1001. Ld1-g1002 1002. Ld1-g1003 1003. Ld1-g1004 1004. Ld1-g1005 1005. Ld1-g1006 1006. Ld1-g1007 1007. Ld1-g1008 1008. Ld1-g1